



HOCH PART ERRE

EIN AUSSTELLUNGSKATALOG

DER NICHT MEHR GEBRAUCHTE STALL

Augenschein in Vorarlberg,
Südtirol und Graubünden

- 4 **GRAUBÜNDEN**
DER GROSSE STALL AUF TRESCH
Er war Kulisse des Passionsspiels und er sah den Krieg. Jetzt muss er einer Strasse weichen. Ein Prolog.
- 6 **GESCHICHTE**
DIE ZEIT DER STÄLLE
Die Soziologie des Stalls unterscheidet drei Epochen: die Stallzeit, die Stallmoderne und die Stallutopie.
- 10 **GRAUBÜNDEN**
DIE RENAISSANCE DER MÖNCHE
In Disentis haben die Mönche des Benediktinerklosters ihren abgebrannten Stall wieder aufgebaut. Der Elan wirkt ansteckend.
- 12 **WOHNEN**
DIE SINNFRAGE UND DIE SEINSFRAGE
Leere Ställe im Dorf. Was tun damit? Erhalten, abreißen oder umnutzen für das Wohnen? Erkundungen in Graubünden.
- 16 **SÜDTIROL**
AUF DEN SPUREN DER GESCHICHTE
Balanceakte zwischen Förderung, Raumordnung und Tradition.
- 20 **SÜDTIROL**
VINSCHGER STALLGESCHICHTEN
Vom Apfel zum Whisky und zu den steinernen Stadeln in Laas. Ein Streifzug durch den Oberen Vinschgau.
- 24 **VORARLBERG**
WÄLDERHAUS UND MONTAFONER RUINE
Verschwunden? Erhalten? Eine Reise durch die Stalllandschaften Bregenzerwald und Montafon.
- 28 **VORARLBERG**
DER ZAUBERRAUM AM ARLBERG
In Lech am Arlberg haben Katia Polletin und Gerold Schneider aus einem alten Stall einen Gegenraum zu ihrem Hotel gebaut.
- 30 **EPILOG**
VERBLÜFFENDE ARTENVIELFALT
Die Landwirtschaft in den Alpen ist dramatisch verändert worden. Der Stall ist verfallen, doch er wird wieder gebraucht.

UND AUSSERDEM

Gabriela Gerber und Lukas Bardill aus Maienfeld arbeiten in voralpinen Landschaftsräumen und untersuchen deren Nutzungen auf ihren ästhetischen Gehalt. Ihr Interesse an wirtschaftlichen Eingriffen in die Umgebung transformiert das Künstlerpaar in Videos, Fotografien und Installationen. Von den beiden stammen das Umschlagbild sowie die Fotos auf den Seiten 3, 7, 15, 22 und 31.

Editorial DER NICHT MEHR GEBRAUCHTE STALL

Wohnen und Leben in den Alpen stehen unter starkem Druck metropolitaner Ansprüche und Verheissungen. Das ist die eine Gemeinsamkeit der drei Alpenregionen Südtirol, Vorarlberg und Graubünden. Und die zweite: Im Stall findet diese Entwicklung Ausdruck und Form, von der Stallruine bis zum Wohnstall, von der Whisky-Destillerie bis zum Kunsthaus im Stadel. Der umfassende Wandel wirft auch grosse städtebauliche und architektonische Fragen auf – wenn die neue Realität mehr sein will als nur nostalgisches Bild. Dieser Geschichte widmet sich die Ausstellung «Der nicht mehr gebrauchte Stall», die das Gelbe Haus in Flims, Kunst Meran | Merano Arte in Meran, das vai Vorarlberger Architektur Institut in Dornbirn und der Ausstellungsturm La Tuor in Samedan zeigen. Mit von der Partie sind der Bündner Heimatschutz und Hochparterre, die Zeitschrift für Architektur und Design, die diesen Katalog zur Ausstellung beitragen.

Der Mensch sieht mit den Füßen – also lädt die Ausstellung zu einer Stallwanderung durch Südtirol, Vorarlberg und Graubünden ein. Sie beginnt mit den Zeugen der traditionellen Berglandwirtschaft. Doch diese Stalllandschaft ist dem Fahrplan für das Wirtschaften just in time gewichen. In den alten Ställen lagern ausgediente Maschinen, oder sie sind leer – die Tiere sind umgezogen. Der Besuch gilt schliesslich der Stallutopie. Die Vielfalt von Um- und Neunutzungen auf Stallbrachen überrascht. Ställe, ehemals tote Seelen, erwachen und inspirieren Dorf, Siedlung und Landschaft. Sie erinnern an die archaische Textur im Siedlungswirrwarr, der auch das Berggebiet zu formen beginnt. Diese Ideenvielfalt ist Auftakt für Strategien. Initiative Gruppen schliessen sich zusammen. Sie haben mehr als Einzelobjekte im Auge, sie wollen, brauchen das Ensemble und das Ganze, sozial und räumlich.

Zahlreiche Mitträger und Sponsoren haben dieses Ausstellungsprojekt ermöglicht, ihnen ist ebenso zu danken wie der Kuratorin Susanne Waiz und dem Kurator Hans-Peter Meier, die durch Graubünden, Südtirol und Vorarlberg gereist sind und die Geschichte des «nicht mehr gebrauchten Stalls» erforscht haben. Die Resultate haben sie mit Carmen Gasser und Remo Derungs zu einer Ausstellung gestaltet, die in den nächsten zwei Jahren von Flims nach Dornbirn, Samedan und Meran reisend verkündet, wie vielfältig der Stall gebraucht wird.

Marina Hämmerle, vai Vorarlberger Architektur Institut, Dornbirn, Herta Wolf Torggler, Kunst Meran | Merano Arte, Meran; Christian Dettwiler, Das Gelbe Haus, Flims; Ramon Zangger, La Tuor, Samedan; Jürg Ragettli, Bündner Heimatschutz, Chur; Köbi Gantenbein, Hochparterre, Zürich

IMPRESSUM Hochparterre AG, Ausstellungsstrasse 25, CH-8005 Zürich, Telefon 044 444 28 88, Fax 044 444 28 89, www.hochparterre.ch

Redaktion: Köbi Gantenbein; Gestaltung: Barbara Schrag; Gestaltungskonzept: superbüro Barbara Ehrbar; Produktion: Thomas Müller; Korrektorat: Lorena Nipkow; Litho: Team media, Gurtellen; Druck: Südostschweiz Presse und Print, Südostschweiz Print, Chur/Disentis. Dieser Katalog ist eine Koproduktion von Hochparterre mit dem Gelben Haus in Flims, dem Vorarlberger Architektur Institut (vai) in Dornbirn, Kunst Meran | Merano Arte in Meran, La Tuor in Samedan und dem Bündner Heimatschutz in Chur. © Hochparterre, Zürich. Bestellen: www.hochparterre.ch, CHF 15.–, EUR 10.–
IMPRESSUM DER AUSSTELLUNG «Der nicht mehr gebrauchte Stall»

Patronat: Bündner Heimatschutz, Chur, Jürg Ragettli, Diego Giovanoli, Daniel Ladner; Veranstalter: Das Gelbe Haus, Flims, Christian Dettwiler, vai Vorarlberger Architektur Institut, Dornbirn, Marina Hämmerle, Fundazium La Tuor, Samedan, Ramon Zangger, Kunst Meran | Merano Arte, Meran, Herta Wolf Torggler; Projektleitung: Christian Dettwiler, Flims; Kuratorium Südtirol: Susanne Waiz, Bozen; Kuratorium Graubünden und Vorarlberg: Hans-Peter Meier, Zürich, in Zusammenarbeit mit Thomas Mennel, Dornbirn/Wien; Videoinstallationen: Gabriela Gerber, Lukas Bardill, Maienfeld (courtesy Galerie Luciano Fasciati, Chur); Fotos: Lucia Degonda, Jürgen Eheim, Ralph Feiner, Christian Grass, Vanessa Püntener, Günter Richard Wett, Bruno Rubner, René Ritter, Werner Tscholl; Ausstellungsarchitektur: Gasser, Derungs Innenarchitekten, Zürich und Chur; Grafische Gestaltung: Stephen England, Zürich; Kontakt: Das Gelbe Haus, Christian Dettwiler, Postfach, CH-7017 Flims Dorf, info@dasgelbehaus.ch



DER GROSSE STALL AUF TRESCH

Auf Tresch stand ein Stall. Er war Kulisse des Passionsspiels und er sah den Krieg. Jetzt muss er einer Strasse weichen. Ein Prolog aus dem Bündner Oberland.

Text: Peter Egloff, Fotos: Ralph Feiner

Er hat die Passionsspiele gesehen. Wenn am Karfreitag auf Tresch das Kreuz aufgerichtet wurde, bildete der grosse Stall dahinter die Kulisse. Denn etwa alle zehn Jahre wurden die romanischen Bergbäuerinnen und Bergbauern der Gemeinde Sumvitg im Bündner Oberland zu Juden und Römern, zu Aposteln, Hohepriestern, Folterknechten, zu Pilatus und Herodes, zur Schmerzensmutter Maria und zum Gottessohn. Tresch wurde zu Golgatha, der Schädelstätte, Ort der Kreuzigung. Vor dem mächtigen Rundholzbau kulminierte das Bauerndrama vom Leiden des Herrn, und «Hunderte von Zuschauern, viele aus entfernten Tälern herbeigeilt, schrien tief ergriffen auf und weinten», heisst es in alten Berichten. Irgendwann zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschwand das Passionsspiel. Einer der letzten Christusdarsteller soll ein Georg Joseph Cajacob (1770–1859) gewesen sein. Ein Wegkreuz hält bis heute die Erinnerung wach. Der grosse Stall auf Tresch war Zeuge, als Graubünden zum Kriegsschauplatz der europäischen Grossmächte wurde. Truppen des Wiener Kaisers requirierten hier ebenso wie Einheiten der französischen Revolutionsarmeen. 1799 fiel der Widerschein des brennenden Klosterdorfes Disentis auf ihn. Vom Hungerjahr 1817 könnte der Stall berichten, vom Grippejahr 1918, von Bundesrat Wahlens Anbauschlacht im Zweiten Weltkrieg. Vor seinen Miststöcken wurde heftig politisiert, als die Surselva 1947 die Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung AHV ablehnte, während die Schweiz mit insgesamt achtzig Prozent der Stimmen Ja dazu sagte. Aber wenn diese Zeilen gedruckt sind, ist der Stall wohl selbst schon Geschichte.

DER ANFANG VOM ENDE An den Anfang vom Ende kann sich Anton Cajacob, 81, gut erinnern. Der Winter des Jahres 1951/52 hatte ungeheure Schneefälle gebracht. In der Schweiz starben 98 Menschen den Weissen Tod. Die Lawinen fegten im ganzen Alpenraum Hunderte von Gebäuden – Wohnhäuser und Ställe – weg. Sumvitg blieb verschont. Aber im Frühjahr 1952 stellte sich heraus, dass der grosse Stall auf Tresch unter der riesigen Schneelast in eine leichte Schiefelage geraten war. Das hätte sich damals wohl noch mit ein paar richtig eingesetzten Seilwinden korrigieren lassen, meint Anton

Cajacob. Aber der Bau war alt, gehörte fünf verschiedenen Parteien, die sich auf komplizierte Art die acht Heubühnen und vier Stallabteile teilten. Schon damals brachten Anton Cajacob und seine Geschwister hier nur noch Galtvieh und Schafe unter. Die Milchkühe überwinterten in einem nahen Stall, den Cajacobs Vater 1912 neu hatte bauen lassen. Die Sanierung unterblieb. Man flickte das Nötigste, ersetzte gelegentlich ein paar verfaulte Dachschindeln. Und mit jedem schneereichen Winter gerieten die Wände noch weiter aus dem Blei. Seit etwa 1970 haben die Geschwister Cajacob den Stall nicht mehr benutzt. Die Mitbesitzer fanden früher oder später andere Lösungen oder gaben die Landwirtschaft auf.

TALINAS, IRAL, TETGALS Tresch gehört zum besten Wies- und Ackerland des Dorfes. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts produzierte die Surselva fast ihr ganzes Brotgetreide selbst. Die relativ geringen Niederschläge der inneralpiner Zone waren die Voraussetzung für eine gemischte Selbstversorgungs-Landwirtschaft: Viehzucht und Milchwirtschaft kombiniert mit Ackerbau. Aber frühe Schneefälle konnten die Roggen- und Gerstenernte gefährden. Man behalf sich baulich, schnitt die Frucht früh und hängte die Garben zum Trocknen an die **talinas**, die Gestelle an der Scheunenwand. Auf Tresch ziehen sich die **talinas** dreieinhalb Meter hoch und einundzwanzig Meter lang über die ganze Südwand hin. Gleich lang ist im Innern der **iral**, die aus dicken Bohlen gefügte Dreschteme. Sie verläuft über dem Scheunenboden zwischen den beidseitigen Heubühnen, den **ladretschs**, fest verkeilt auf den Tennzwingen, den **zaungas**. Über dem zweiflügeligen Tor liegt die **sutga furada**, der mächtige Obertürner oder Türsturz, in dessen Lochungen die **plemas**, Torpfosten, eingelassen sind. Auf ihm ruhen die zwei **pardauns**, die seitlichsten der acht Dachpfetten, der **tetgals**. Überhaupt, die Arbeit dieser Zimmerleute! Am grossen Stall auf Tresch ist alles aus Holz, vom Schindeldach bis hinunter zu den Fundamenten aus Ackersteinen. Die ganze Grundkonstruktion kommt ohne einen einzigen Eisennagel aus. Einige der **travs**, Tragbalken, haben einen Durchmesser von gut einem halben Meter. Etwa vierhundert Fichtenstämme, ein ganzer Wald, mussten für den Bau gefällt, ausgeastet, ent-

rinde, über Riesen zu Tal gebracht, mit Ochsen herangeschleppt und behauen werden. Anton Cajacob erinnert sich genau: 1965 habe er die letzten Garben auf die **talinas** von Tresch gehängt. Aber das war nur noch Futtergerste. Früher, da hätten sie auch Roggen angebaut, vor allem Winterroggen, der gab das bessere Brot. Dreschen zu viert, das sei eine wunderbare Arbeit gewesen. Gut eingespielt habe man gedroschen, die Flegel genau im Takt, das sei gewesen **sco ina musica**, wie Musik. Und seine Schwester habe aus dem Roggenmehl im Holzofen ein feines Brot gebacken, ein Brot, wie man es nicht kaufen könne, mit ein wenig Anis drin. Dann stockt Anton Cajacob, schweigt. Anfangs Jahr sind ihm kurz hintereinander Bruder und Schwester gestorben, nebeneinander wurden sie begraben. Ihr ganzes Leben lang haben die drei ledigen Geschwister zusammen gewohnt und gearbeitet.

STRASSE ANSTATT STALL Vermutlich hatte der Stall nicht immer mehrere Besitzer. An der Südwestecke sind drei grosse Lettern und das Baujahr eingekerbt: MCM 1727. Bauherr oder Baumeister, wer hat sich hier verewigt? Wars der Bauherr, muss er ein begüterter **signur** gewesen sein. Die vier Stallabteile boten Platz für achtzig Kühe, wo doch die allermeisten Bauern nur Bäuerlein waren mit drei, vier **tgaus**, Köpfen, im Stall. Oder ohne Kuh, nur mit ein paar Geissen und Schafen. Wer ist also MCM? Maissen, Cagienard, Monn? Ein Murezi oder Mihël Cajacob, der eine habliche Maissen heiratete? Oder doch M(eister)CM? Der konsultierte Lokalhistoriker, bestens vertraut mit der Prominenz vergangener Tage, muss passen. Manche Pfarrherren waren nachlässig, die Tauf- und Sterbebücher weisen jahrelange Lücken auf. Seit Jahren klafft am First auf der Ostseite ein grosses Loch, lässt Regen, Schnee und Sonne herein. Auf dem angemoderten Tennboden liegen mächtige Steine. Sie beschwerten einst die Schindeln und sind durchs morsche Dach gekracht. Unwillkürlich schielt man in den Dachstuhl, ein paar Tonnen Steine liegen noch oben. Draussen sieht man die lange Reihe kleiner roter Pflöcke. Sie läuft von Osten gerade auf den grossen Stall zu und hinter ihm weiter. Der Geometer hat die Meliorationsstrasse eingemessen. Demnächst wird geräumt, planiert, betoniert. MCM, 1727 – 2010.



▽ Gelocht, gezapft, gekerbt: Am Bündner Stall auf Tresch ist alles aus Holz.



^ Im Lawinenwinter 1951/52 begann die Schiefelage.

< 1_400 Fichtenstämme wurden verbaut, das Holz für die Schindeln und die 300 dünnen Hälblinge des Schwarzdachs nicht eingerechnet.



< Die verwitterte Fassade hat viel gesehen.



< Rot markiert zeigen die Pflöcke: Bald ist hier eine Meliorationsstrasse.



^ Längst wird hier kein Heu mehr eingefahren.

DIE ZEIT DER STÄLLE

Die Soziologie des Stalls unterscheidet drei Epochen: die Stallzeit, die Stallmoderne und die Stallutopie. Die drei Zeiten fassen die Geschichte des Berggebiets zusammen.

Text: Hans-Peter Meier

Der Stall wird nicht mehr gebraucht. Vieles spricht für das Gegenteil: Der Stall braucht uns – er verwendet seine Bildkraft, wickelt uns ein und verlockt dazu, ihn ja nicht loszulassen. Wer ist nicht fasziniert von der Zeit der Kathedralen? Auch wer durch die Alpen fährt oder wandert, durch Graubünden, Vorarlberg und Südtirol, trifft auf schöne Kirchen und Kapellen. In ihrer Nachbarschaft gruppieren sich die Ställe. Sie sind die Gehäuse der Landwirtschaft, dienen jahrhundertlang als kleine Kathedralen des Alltags der ländlichen Bevölkerung.

Es ist kein Wunder, dass Stalllandschaften bis heute faszinieren. Wer auf einen leeren Stall trifft, füllt ihn mit Fantasie und Geschichten. Erinnerungen tauchen auf, Fragen an die Vergangenheit oder Spekulationen über die Zukunft. Der Stall übt eine magische Wirkung aus und verwandelt Raum in Traum. Ställe, Stadel, Hütten, Gaden, Scheunen und Höfe lassen Geschichten Revue passieren. Sie zeigen unscheinbare wie dramatische Ereignisse. Dabei spielt die Bildkraft mit, die Poesie bezaubert, und das Weltbild, das diese Gehäuse ausstrahlen, lädt zum Verweilen ein und kann bezirzen. Die Laufbahn der Ställe führt auf drei Schauplätze: die Stallzeit, die Stallmoderne und die Stallutopie.

DIE STALLZEIT Die Steinbauten der Geschichte sind Nachfolger der Holzbauten. Die Urform der hölzernen Gehäuse hat alle Bauten späterer Zeiten geprägt. Ställe haben lange vieles in sich geborgen, die Tiere, Heu und Pflanzen, also den Rohstoff für die leibliche Existenz und die Ergriffenheit der frühen Menschen. Stallrelikte und -ruinen findet man auf Alpen als Bruchstücke von Grundmauern, die zuweilen das Balken- und Dachwerk erkennen lassen. Sprechen Ställe uns deshalb an? Der Stall führt auf volkskundliche und soziologische Schauplätze. Er zeigt, wie sich die bäuerliche Gesellschaft gewandelt und verändert hat und warum sich heute selbst in Metropolen die Stallliebe neu äussert.

Ein Blick in das Buch «Häuser und Landschaften» von Richard Weiss, dem grossen Schweizer Volkskundler und Ethnografen alpinen Lebens im letzten Jahrhundert, zeigt, dass die Ställe wie die Häuser und Landschaften Gesetzen folgen. Es gibt Wandel, aber auch Konstanz. Ställe zeigen Lebensläufe und sind Lebenshüllen. Sie sind mit dem Schicksal und mit den Biografien von Menschen und Tieren verbunden; sie beginnen mit dem Sammeln, Jagen, dem Hirten in den Bergen und dem Bauer im Tal. Die Ställe entstehen aus diesen Tätigkeiten, überdachen sie und formen soziale Beziehungen: Muster des Zusammenlebens. Die Stallkunde ist Baukunde, Ökonomie, Volkskunde und mündet in die ländliche Soziologie, die Entwicklungen von Dörfern, Städten und Regionen beobachtet.

Tätigkeiten treiben Menschen an, sich ihr Dach und ihre Gehäuse zu bauen. Deren Architekten sind die Menschen, die für Tiere eine Hülle benötigen, um sie und aus ihnen sich zu ernähren, wie die funktionale Theorie betont, mit der Richard Weiss seine Beobachtungen erläutert hat. Ställe werden geschaffen für Bedürfnisse innerhalb bestimmter Lebensweisen einer Zeit und eines Ortes. Lage, Beschaffenheiten, Konstruktionen erfüllen wichtige Aufgaben für die beteiligten Menschen. Ist ein Stall fertig und funktioniert er, wird er zum Gemeinwerk. Soziale, kulturelle und materielle Merkmale und Lebensweisen werden sichtbar und prägen sich in die Architektur ein. Die funktionale Theorie reicht aber nicht aus. Denn die Lebensweisen eines

Ortes, einer Zeit, Kultur und Gruppe finden ihren Ausdruck und schaffen kulturellen Mehrwert. Der Stall wirkt über seine Zwecke, das Füttern, Melken, Misten oder Heulagern hinaus. Er wird mit Zeichen versehen, gesegnet, wird zum Ort von Sagen, Geschichten und Erzählung, zu einem markanten Teil des Familiengedächtnisses und der kommunalen Gesellschaft. Soziale und kulturelle Praktiken formen die funktionale, konstruktive und entwicklungsgeschichtliche Bedeutung. Ställe gehören zum Erbe der Gemeinschaft, sie sind Träger des kollektiven Gedächtnisses.

Der Stall spiegelt auch die Zäsuren im Wandel. Die bäuerliche Moralökonomie führte einst dazu, dass Erhalten wichtiger war als berechnendes Wirtschaften und Mehren. Der Stall entstand aus der Kette der Nahrungsbeschaffung, aus dem Sammeln, Jagen, Hüten und Ackern, an den Stellen dieser Tätigkeiten und an den Wegen zwischen ihnen. Er war keine Business- oder Markteinheit in der nationalen oder internationalen Wirtschaft, daher stehen die alten Ställe an manchen Orten noch bis heute. Sie haben eine über ihre Zweckmässigkeit hinaus reichende Lebensdauer und Bedeutung. Bäuerinnen und Bauern betonen ihre Berufung zum Hof, auch wenn die Rechnung nicht stimmt, bleiben sie Bergbauern. Auch wenn sie anderswo mehr mit weniger Aufwand verdienen würden, halten sie an ihrer Lebensform fest: Sie wollen die Landwirtschaft weiterführen. Die Epoche der «Stallzeit» hat im Berggebiet bis in die späten 1950er-Jahre gedauert. Und diese Epoche hat einen städtebaulichen Wert geprägt: das Ensemble Dorf, Stall, Landschaft. Es ist etlichen Menschen heute als intaktes Dorfbild lieb und gilt als Orientierungsmarke für den pfleglichen Umgang mit Bild und Substanz der zeitgenössischen Denkmalpflege und Architektur in Vorarlberg, Graubünden und Südtirol: bauen auf Gebautem.

Doch Obacht. Eines darf nicht vergessen, wer durch die Stallzeit wandert: Es war eine harte Zeit. Die karge Konstruktion der alten Ställe ist das Abbild des kargen Lebens. Die aus heutiger Optik malerischen Plastiken in Landschaft und Dörfern flüstern immer auch materielle Not und soziale Enge.

DIE STALLMODERNE Die Stallzeit bricht sich mit der Moderne, der Kreislauf des Erhaltens verliert seine Kraft. Die Veränderungen der Dörfer und Landschaften erinnern an den Takt von Maschinen in der Industrie. Zum Star der neuen Stallzeit, der Stallmoderne, wird der Normstall, geboren aus Datenreihen von Ingenieuren und Ökonomen. In den 1950er-Jahren begann sich die Rationalisierung und Motorisierung der Landwirtschaft auch in den Bergen durchzusetzen. Meliorationen fast pharaonischen Ausmasses haben alpine Landschaften umgepflügt. Fertig mit Saumtieren auf Alpen und mühsamen Wegstrecken. Die mittlerweile mit Motorenkraft erreichbaren Ställe, Maiensässe, Vor- und Hochalpen verloren ihre Aura. Ihr Zweck, hüten, schlafen, essen, trinken, Feste feiern, weicht sich auf, die Hirten fahren auf Motorrädern in den Ausgang, wenn es oben zu langweilig wird. Es braucht weniger Leute mit Stallgeruch. Minderwertigkeitsgefühle schweben über dem Tal – man wandert nicht mehr nach Amerika oder Australien aus, man wandert ab nach Chur, Bregenz oder Meran. Die Alpen erleben einen grossen Abwanderungsschub, der sich in den 1960er- und 1970er-Jahren steigert. Die Berglandwirtschaft wird zum serbelnden Unternehmen. Die Wirtschaft der Kalkulation und des Wachstums konkurriert allmählich die Moralökonomie des Bauern und seine Berufung zum Erhalten. Der Normstall ist Ausdruck dieses Wandels. Er hat die >>



» Stalllandschaften grundlegend verändert. Städtebaulich hat er ein Muster der Stallzeit mitgenommen: die Aussiedlung des Maiensässes. Die Stallmoderne verliess die Dörfer und baute ihre Normställe entlang den Prinzipien rationeller Produktion ausserhalb der Siedlungen, zuerst mit weiträumigen Anbinde-, dann mit Freilaufställen in einem Ensemble mit den Futtersilos, den Remisen für den differenzierten Maschinenpark und den Unterständen für das zu Ballen gepresste Heu und das in Plastikfolie eingepackte Gras. Nebst bäuerlichem Wissen ist buchhalterisches Kalkül und staatlicher Machtanspruch Teil der Architektur: Die Investitionen sind zu berechnen und zu verzinsen; mit klaren Vorgaben sagt der Agraringenieur aus der Regierungszentrale dem Bauern, wie er zu bauen hat, damit er profitfähig werde. Die Stallmoderne ermöglicht dem Bauern soziale und materielle Sicherheit und verpflichtet ihn dafür zu hoher Loyalität gegenüber dem Staat, der ihn schützt wie keinen andern Beruf auch nur annähernd.

AUSLAUF FÜR DEN FREIZEITMENSCHEN Seit den 1960er-Jahren kommt eine weitere Transformation hinzu: Der Tourismus als neuartige Weidewirtschaft. Die schöne Landschaft wird zum Auslauf für die Menschenmassen. Nach den edlen Kurgästen am Ende des 19. Jahrhunderts kommen die Freizeitmenschen aus den Städten. Skilehrer, Hoteliers und ihre Zudierer sind die Hirten. Seither wandelt sich das einstige Zentrum der Ställe: Die Mehrheit der Dörfer im Berggebiet gehörte in den 1950er-Jahren zum Typ der Agrargemeinde. Zwei Jahrzehnte später stellt man eine Zweiteilung fest: Kleine Dörfer schlittern selbst nahe an Fremdenorten in die Gruppe absteigender Gemeinden; man verliert die Jugend, überaltert. Die Fremdenorte hingegen schalten einen Gang höher, auf Massentourismus. Dabei fallen zwei Tempi auf: Manche Gemeinden suchen den Sprung zur stadähnlichen Tourismusentwicklung, andere bauen Einrichtungen wie Skilifte, Seilbahnen oder Ferienhäuser, ohne aber massiv zu wachsen. Die Abwanderung in die Zentren stört das Bild. Die drei Alpenregionen Vorarlberg, Südtirol und die Schweiz reagieren aufgrund ihrer ungleichen Landesgeschichte zwar verschieden. Doch alle drei versuchen, das Berggebiet mit Regionalpolitik gegen Disparität zu stützen. Die ökonomische Vernunft diktiert: Normstall oder Stallsterben, Mehrzweckhalle oder Lichterlöschen im «Hirschensaal». Der Normstall hat den Bezug zum Weg verloren, im Subaru mit Vierradantrieb ist seine Lage nebensächlich. Deshalb bleibt der Normstall Fremder, sei es vor, über oder im Dorf. Ställe gehörten zur Infrastruktur des Dorflebens. Der Hirte und die Herde benötigten im Winter eine Heimstatt im Tal. Im Dorf vervielfachen sich die Räume, die für das soziale Beziehungsnetz wichtig sind. Die Wirtsstube, die Werkstatt für die Reparatur der Schlitten, die Molkerei für die Milchabgabe, das Gemeindehaus, die Kirche und der öffentliche Platz. Die Dörfer aber sind in rasanter Entwicklung. Seit den 1970er-Jahren mutiert die Regionalpolitik vor allem in Verkehrs- und Strassenbauaktionen. Mehr und mehr entstehen im Berggebiet die Pendlergemeinden. Man schläft noch hier, arbeitet aber auswärts. Die Dörfer verlieren ihr Eigenleben am Tag. Wie sollten sie die Ställe noch beleben können? Sie werden einsam.

DIE STALLUTOPIE Die dritte Epoche, die Stallutopie, die in den 1990er-Jahren begonnen hat, ist noch schneller im Rhythmus und zugleich ein Tanz verschiedener Trends: offensives Wachstum im Tourismus, Nostalgie nach der Stallzeit, Neuentdeckung des Stalls als Gehäuse für neue Lebensstile. Im Berggebiet erzwingen existenzielle Gründe Anpassungen an die Tourismusentwicklung. Die Bauernschaft unternimmt Änderungen aus eigener unternehmerischer Initiative. Einige haben die Nase im Wind – Stallzeit und Stallromantik wird aus den Zentren nachgefragt. Stress, Umweltbelastungen, eintönige Siedlungen in den Metropolen wecken kritische Haltungen gegenüber der Modernisierung: Qualität statt Quantität, Heimat, Nostalgie und alternative Lebensstile gewinnen im städtischen Raum Gewicht, und zwar gerade in Schichten mit höherem Wohlstand und besserer Bildung. Die verschiedenen Trends treffen im Berggebiet aufeinander.

Zum einen leisten einige verlotternde Objekte Trauerarbeit. Ställe dienen als Abstellkammern für vergessene Dinge, alte Autos, Wrackteile, Ölkanner. Mancherorts leuchtet noch eine Laterne, weil hier ein paar Ziegen untergebracht sind und täglich versorgt werden.

Zugleich wachsen die Tourismusstädte weiter, die Resorts boomen, und das Pendeln setzt sich fast überall durch. Eine stille, konflikträchtige Umstrukturierung ist im Gang: Die touristisch gewachsenen Orte und Städte erschöpfen sich und saugen im Umkreis die letzten Reserven an Naturlandschaft auf – und wohl auch die Ställe. Aus dem Stall wird der Bankettsaal, schlafen tun wir nach dem Festgelage im Stroh – selbst in der Nähe der Metropolen sind starke Orte gegen die Eintönigkeit gefragt. Das Berggebiet experimentiert auf der Suche nach einer neuen Qualität, Dorf und Ställe werden umgebaut, neu gebaut. Für einzelne Ställe beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Die Zeit der Stallutopien ist angebrochen. Das bedeutet bauen auf dem Gebauten, innovative Typen von Architektur mit individueller oder gemeinschaftlicher Nutzung. Im Wohnstall ersetzen Menschen die Tiere, die in Normställe ausgesiedelt werden.

Auch das Gegenbild fasziniert. Kapellen und Ställe kann man einfach stehen lassen. Sie haben genügend Rechtfertigung, um als Symbol oder gar Ikone der Stallzeit weiterzuleuchten. Im Kanton Graubünden zum Beispiel sammelt das Projekt «Safier Ställe» im Unterland Geld. Damit will man bei alten Ställen im Safiental das Dach in althergebrachter Manier mit Schindeln renovieren, sie aber sonst zwecklos schön sich selbst überlassen. Und hoch über dem Walensee in Amden wird in einem Gaden unbewacht Kunst ausgestellt, von Wind und Licht verändert.

Andere Ställe bleiben der einstigen Berufung treu. Sie werden restauriert und für die landwirtschaftliche Nutzung angepasst. Durch die Erneuerung bewahren sie ein Stück landwirtschaftliche Struktur. Bauernverbände suchen nach Lösungen. Gewieft vom Tempo der Geschichte erfolgt der Umbau reversibel. Oft entstand ein Stall als Provisorium, später änderten sich die Nutzungen – neben dem Skilift wurde er zum Kiosk, an der Loipe zur Wachsstube. Ehrgeizigere Beispiele gibt es manche; der Stall wird für eine gewisse Zeit zum Atelier oder zum Museum, bis er wieder andere Nut-

DIE EINZELNEN OBJEKTE

Gemeinsamkeiten und Differenzen in drei topografisch ähnlichen, kulturell und historisch aber unterschiedlichen Gebieten: Die Übersichtskarte zeigt die Lage der im Heft erwähnten Ställe, Gaden, Schober und Stadel.

OBJEKTE IN GRAUBÜNDEN

- 1_Stall, Tresch** Seite 4
- 2_Klosterstall, Disentis** Seite 10
- 3_Ensemble, Soglio** Seite 12
- 4_Haus Parpan, Zorten** Seite 12
- 5_Haus Süsstrunk, Fläsch** Seite 12
- 6_Casascura, Fläsch** Seite 13
- 7_Haus Padrun, Guarda** Seite 13
- 8_Atelier Olgiate, Flims** Seite 13
- 9_Chesa Madalena, Zuoz** Seite 13
- 10_Chesa Not Vital, Tschlin** Seite 13
- 11_Atelier Bardill, Scharans** Seite 13
- 12_Casa Clavau Dulezi, Trun** Seite 13

OBJEKTE IN SÜDTIROL

- 13_Widumsstall, Prettau** Seite 18
- 14_Wohnbau, Percha** Seite 18
- 15_Almhütte im Naturpark,** Seite 18
- 16_Atelier Jörg Hofer, Laas** Seite 21
- 17_Bärenstadel, Laas** Seite 21
- 18_Wohnhaus, St. Valentin** Seite 21

OBJEKTE IN VORARLBERG

- 19_Kleber-Haus, Schwarzenberg** Seite 25
- 20_Haus Moosbrugger, Mellau** Seite 26
- 21_Verschiedene Ställe, Montafon** Seite 26
- 22_Stall-Loft, Lech** Seite 28

zungen aufnehmen kann. An manchen Stellen scheint der Abbruch unvermeidlich und wird dann schnell vollzogen – die Bevölkerung empfindet das Verschwinden hartnäckig als Verlust. Starke Orte des Erinnerns fallen weg; das Schöne sucht man oft im Vergangenen. Deshalb will die Architektur den Grundtyp des Stalls retten. Neue Wohnhäuser erinnern offen oder diskret an ihn. Resorts imitieren das Schlichte, suchen Ähnlichkeit zum Stallgefühl.

VIER SZENARIEN Doch wohin wird sich die Stalllandschaft entwickeln? Zu denken ist in vier Szenarien: der Metro-Alpinraum, der alpine Park, die alpine Existenz und der alpine Sterberaum. Der Stall weckt Nostalgie, verbindet sich mit der Selbstbehauptung ländlicher Entwicklung und bleibt im Spiel um die Gehäuse von morgen. Dennoch fehlt er in den grossen Entwürfen, die den Weg des ländlichen Raums in die Zukunft aufzeigen wollen. In aller Munde ist heute europaweit die Entwicklung der Länder und Regionen zum Metropolitanraum. Die grossen Zentren greifen um sich und gestalten Lebensweisen bis in die Alpen- und Hochtäler hinein. Manche Anzeichen weisen darauf hin, dass der Zwilling dieser Entwicklungen der Metro-Alpinraum sein wird. Maximale Erschliessung und eintöniger Siedlungsbrei paaren sich darin mit hocheffizienten Infrastrukturen und Dienstleistungen für Freizeit und Tourismus. Geld und Menschen fliessen von aussen ein – und der Profit fliesst wie der Strom beim Stausee ab. Die Ställe bleiben die letzten Restposten, sind trügender Schein. Aus ausgewählten Exemplaren werden Hüllen für Fun, Gastronomie und Lifestyle made im Unterland. Der Stall schlittert in diesem ersten von vier Szenarien in die Prostitution, er überlebt in greller Schminke. Mehr Vitalität zeigen Ställe auf dem Weg zum zweiten Szenario, der alpinen Parklandschaft. Schöne Landschaften und schmucke Dörfer sind gefragt. Erholungs-, Freizeit-, Rückzugsräume für jene, die der Metropole von Zeit zu Zeit überdrüssig sind, legen sich über das Hinterland, die Dörfer, Maiensässe, Wälder und Alpen. Die nicht mehr landwirtschaftlich gebrauchten Gehäuse atmen auf. Ja, sie beginnen zu leuchten, als Nostalgieträger am Wegrand, als einfache Besenbeiz, als Hütte für Ferien oder als Museum.

Parkorganisationen pflegen das Gebiet und koordinieren es. Die Sorgenfal-

ten der Regionalpolitiker glätten sich – man ist schöner, stolzer Komplementärraum der wachsenden Zentren und Städte. Der Stall wird zur Geliebten, die sorgsam gepflegt sein will. Und da Pflege zur Zerstörung neigen kann, wird aus dem Stall das Ferienhaus, kostspielig ausgebaut mit allem Komfort des gewohnten Lebens im Wohlstand. Wo die saure Wiese vor dem Miststock war, bewegt sich auf dem fetten Rasen die Hollywoodschaukel im Abendwind. Wo die Schweine hausten, hängen im Jagdzimmer Geweihe an der Wand, und am Giebelkreuz prangt die Satellitenschüssel.

HEIMAT UND EXISTENZ Im dritten Szenario gewinnen die Ställe Lebenskraft zurück, sie behaupten alpinen Existenz- und Heimatraum. Der Stall wird vom Restposten zum Produktionsort, die Landwirtschaft nutzt leere Ställe neu. Wo dies nicht mehr möglich ist, entstehen Initiativen, um die Stalllandschaft für Existenzerhaltung in den Dörfern neu zu nutzen. Ställe werden zu Trendsettern, die zeigen, dass sich ihre Existenz mit Heimat – Wahrung der Tradition – verbinden lässt. Der Stall ist wieder, was er immer war: ortsgebundene Produktionsstätte, so eingerichtet, dass der Landwirt und die Bäuerin gut arbeiten können. Da zur spätmodernen Moral unserer Gesellschaft auch Rücksicht auf die Mitwelt gehört, gewinnt ein Wert an Form: Berglandwirtschaft ist Biolandwirtschaft. Für die Tiere heisst das: Der Stall meint es gut mit ihnen. Die Kühe haben Auslauf im Freilaufstall, während ihre Vorfahren in dunklen Löchern angebunden waren, die Schweine suhlen sich in der Erde, statt auf Spaltenböden zu darben. Das vierte Szenario schliesslich führt in den alpinen Sterberaum. Auch in ihm fühlen sich Ställe wohl, jene, die uns als zerfallende Gehäuse und Ruinen auf einsamen Routen so seltsam ansprechen. Wo einst dreissig Bauern arbeiteten, produzieren heute drei Bauern zehnmal mehr. Rund um den nicht mehr gebrauchten Stall feiert die Natur ihre neu gewonnene Wildheit, die sich eigenartig von den verlotternden Ställen abhebt. Der Stall spielt in diesem Szenario das Memento mori der menschlich gemachten Architektur. Und am lauen Sommerabend stimmen die Grillen ein vielstimmiges «Sic transit gloria mundi» über den vergehenden Ruhm der Welt an.



DIE RENAISSANCE DER MÖNCHE

In Disentis haben die Mönche des Benediktinerklosters ihren abgebrannten Stall wieder aufgebaut. Dieser Elan wirkt im Bündner Oberland ansteckend.

Text: Ariana Pradal, Fotos: Luzia Degonda

An Ostern 2006 brannte der grosse Stall des Klosters Disentis auf der Ebene Salaplauna vor dem Dorf lichterloh. Was tun mit der Brandruine? Die Benediktiner Mönche gingen den Architekten Gion A. Caminada aus Vrin um Rat an. Sie fragten sich und ihn, ob sie die Versicherungssumme, die aus dem Brand zurückblieb, wieder in die Landwirtschaft investieren sollten, ob und wie Berglandwirtschaft eine Zukunft habe. Zur Arbeitsgruppe gehörten auch Vertreter der Gemeinde, der Region Surselva sowie des kantonalen und nationalen Amtes für Landwirtschaft. Die Gruppe legte dem Kloster nahe, den Stall wieder aufzubauen. Falls die Milch des Klosterstalls, die etwa ein Fünftel der Milch des Ortes ausmacht, wegfiel, wäre die geplante regionale Käserei in der Region unmöglich zu bauen. Bruder Niklaus: «Der Druck von aussen, den Stall wieder aufzubauen, wuchs beständig. Es ging so weit, dass man die Zukunft der Milch- und Landwirtschaft des Tals quasi an unseren Entscheid knüpfte: Falls wir bauen, überlebt die Landwirtschaft, falls nicht, deuten das öffentliche Stellen und Bauern als ein langsames Ausdünnen der Milch- und Landwirtschaft in der Surselva.»

Für den Wiederaufbau sprachen zwei weitere Gründe. Erstens spielte die Landwirtschaft in der Geschichte des 1300 Jahre alten Klosters immer eine bedeutende Rolle. Zweitens galt, was das Kloster tat, immer als Vorbild – und als solches will es weiterhin gelten. So entstand die Idee, nebst dem landwirtschaftlichen Betrieb auch eine Begegnungs- und Bildungsstätte zu bauen, in der sich Bauern wie Laien über die Vieh- und Landwirtschaft informieren und austauschen. Denn die neue Zeit hat auch im Alpenraum dazu geführt, dass der heutigen Generation das Verständnis und daraus abgeleitet die Wertschätzung für die Landwirtschaft und die Lebensweise ihrer Vorfahren fehlt. Diesem Wissensverlust will der neue Klosterhof entgegenreten.

EIN RIESIGES VOLUMEN Man schritt zur Tat, und so steht zwischen der Lukmanierstrasse und der steil abfallenden Geländekante seit Frühjahr 2009 der neu erstellte Klosterhof. Der L-förmige Stall und die frei stehende Remise spannen einen Raum auf, der einen Platz und einen Eingang schafft. Hier stehen die Kühe herum und freuen sich an der Sonne. Der Architekt Gion A. Camina-

da hat einen Freilaufstall für behornetes Vieh entworfen – zuvor war es ein Anbindestall für Kühe ohne Hörner. Behornete Kühe brauchen mehr Raum, damit sie einander nicht verletzen. Zusammen mit den Anlagen für die Milchwirtschaft und die silofreie Bewirtschaftung, die mehr Futterlagerräume benötigt, hat dieser Platzbedarf zu einem riesigen Bauvolumen geführt. Die statischen Tücken löste der einheimische Ingenieur Walter Deplazes.

Nebst dem Anliegen, dass der Stall gut zu bewirtschaften sei, ist dem Kloster das Wohlbefinden der Tiere wichtig. Deshalb haben die Planer darauf geachtet, dass kein Luftzug durch den unbeheizten Bau streift und das ausgeatmete Kohlendioxid der Tiere dennoch abzieht. Der Neubau bietet Platz für 36 Milchkühe sowie für Kälber und Kleinvieh. Zum Auslauf hin befinden sich die Ruheboxen, zum Heustock hin steht die Futterterrene. Oberhalb des Aufenthaltsbereichs der Tiere quert ein sechzig Meter langer Steg den ganzen Bau. Von hier schauen Besucherinnen und Besucher auf die Viehwirtschaft. Sie sehen, riechen und hören die Kühe, stören sie aber nicht.

WÜRSTE UND KÄSE FÜR ALLE Quer zum langen Stallriegel steht das Begegnungszentrum mit Saal und Büroräumen, das vom Center Sursilvan d'Agricoltura betrieben wird. Hier werden Käse, Würste und andere landwirtschaftliche Produkte vermarktet, hier begegnen sich Tourismus, Landwirtschaft und Gewerbe. Durch die grossen Fenster des Saals sieht man auf der einen Seite die weiss schimmernde, mächtige Anlage der Benediktinerabtei, auf der anderen die Wand- und Dachstruktur der Stallanlage sowie, wenn sie draussen stehen, die Kühe.

Der Stall ist aus Fichte konstruiert, gewachsen in den Wäldern der Surselva. Ein Grossteil des Rundholzes wurde vor Ort geschnitten und in sägerohem Zustand verbaut. Das Kloster Disentis setzt auch einen Impuls für erneuerbare Energie. Es hat der Genossenschaft Solarspar aus Liesetal das nach Südwesten ausgerichtete Stalldach für eine 700 Quadratmeter grosse Photovoltaikanlage zur Verfügung gestellt. Gewartet wird das kleine Sonnenkraftwerk von einem lokalen Elektriker. Um den technischen Eindruck der Solarzellen zu brechen, hat Gion A. Caminada für eine flache Neigung gesorgt und die Dachflächen rundherum begrünt.

Der Sennaria Surselva stellt das Kloster unmittelbar südlich des Stalls den Boden für ihre neue Käserei zur Verfügung; die Mönche werden sich aber finanziell nicht an diesem Projekt beteiligen. Bruder Niklaus: «Diese Geste haben wir mit der Auflage verknüpft, dass der für das Jahr 2011 geplante Bau ebenfalls von Gion A. Caminada sein muss, damit er ins Gesamtbild passt.»

ENGAGEMENT FÜR DIE REGION «Wir sind uns bewusst, dass unser landwirtschaftliches Engagement dem Kloster keine materielle Rendite bringt. Dennoch haben wir investiert, damit Landwirtschaft, Gewerbe und Tourismus vom Wiederaufbau profitieren», fasst Bruder Niklaus den Entscheid und die Motivation des Klosters zusammen. Somit wächst seit einem Jahr auf der Salaplauna ein regionales Zentrum der Landwirtschaft heran, in dem das Wissen, die Werte und die politischen Anliegen der Landwirtschaft und des Landschaftsschutzes diskutiert und vermittelt werden. Finanziert wurde der neue Hof des Benediktinerklosters zu einem grossen Teil aus dem Schadenersatz der Gebäudeversicherung Graubünden. Zudem haben das Bundesamt für Landwirtschaft, das kantonale Amt für Landwirtschaft und die Schweizer Berghilfe den Bau der Begegnungs- und Bildungsstätte finanziell unterstützt. Für den laufenden Betrieb ist das seit einem Jahr tätige Pächterpaar Pascal und Nicole Scheuber-Bieber verantwortlich.



^2_Das Kloster und sein Stall dominieren das Bild von Disentis.



^Der neue Stall des Klosters Disentis will ein Vorbild und Lernort sein.



^Der Saal für Bildung und Austausch.

<Ein Laufstall für Rinder und Kühe mit Hörnern braucht Platz.

>Hier sehen die Besucher viel, stören aber nicht.



DIE SINNFRAGE UND DIE SEINSFRAGE

Leere Ställe im Dorf. Was tun damit?

Erhalten, abreißen oder umnutzen für das Wohnen? Erkundungen in Graubünden.

Text: Marco Guetg

Werfen wir einen Blick in diesen Stall. Er steht gleich hinter dem Altersheim in Zorten, einer Fraktion der Bündner Gemeinde Vaz/Obervaz auf der Lenzerheide. Toni Parpan hat ihn geerbt, darauf das Dach und den Kamin saniert, eine Küche und ein Zimmer eingebaut. In der Tenne sehen wir einen Tisch mit einer Bank und Stühlen. Daneben das Atelier des Zeichnungslehrers. In die Balken des Stricks wurde eine Fensteröffnung gesägt. Die restlichen Aussenwände blieben so, wie sie waren: Rundholz auf Rundholz, und dazwischen gibt es Längsritzen von unterschiedlicher Höhe. Sie wurden weder abgedichtet noch verkleidet. Licht und Luft dringen in diese Stallstube, die nur im Sommer bewohnbar ist. Wenn es kalt wird, muss sich Toni Parpan in die zwei beheizbaren Kammern zurückziehen. Ungefähr 45 000 Franken hat er in seinen Stall investiert.

Werfen wir einen Blick in die Chesa Madalena. Sie steht am Dorfplatz von Zuoz im Engadin. 2002 hat sie der St. Moritzer Architekt Hans-Jörg Ruch zu einer Galerie umgebaut. Das grosse Fenster über dem Eingang verrät, dass dieses bis 1999 bewirtschaftete Bauernhaus heute etwas anderes beherbergt als all die Jahrhunderte davor. Ruch hat die Chesa Madalena für die Glarner Kunstgalerie Tschudi in ein Ausstellungshaus verwandelt, mit Wohnraum für den Galeristen im mittelalterlichen Turm. Der Heustall und die Gänge hingegen wurden als Kalträume belassen. In diesem alten Gebälk begegnet man nun zeitgenössischer Kunst, Sol LeWitt, Richard Long, ... 3,3 Millionen Franken betrug die Anlagekosten.

Hier der spartanisch als Wohnraum genutzte Stall, dort das aufwendig umgenutzte bäuerliche Ensemble. Hier die Belebung eines geerbten Stalles, dort der Umbau eines Bauernhauses aus einer Erbschaft. Das sind die Extreme. Dazwischen treffen wir bei unseren Erkundungen im Stallbrachland Graubünden auf Variationen.

ERHALTEN, ABREISSEN, UMNUTZEN Seit hundert Jahren kümmert sich der Bündner Heimatschutz (BHS) um Baukultur in Graubünden. Immer wieder war im Lauf seiner Geschichte der Stall Thema dieser wichtigsten architekturpolitischen Institution des Kantons. Erhalten, abreißen oder umnutzen? Wir fragen Jürg Ragettli, den Präsidenten: «Solange die Struktur eines Dorfes nicht zerstört wird», sagt Ragettli, «sind alle Varianten denkbar – bis hin zur Rekonstruktion.» Eine Doktrin kenne der BHS nicht, es gebe nur individuelle Antworten. «Oft fragen wir uns auch», räumt Ragettli ein, «ob es sinnvoll ist, etwas zu erhalten, das keine Funktion mehr hat.» Ein Beispiel für diese pragmatische Haltung des BHS ist das Atelier des Liedermachers Linard Bardill in Scharans. Bardill wollte in den Stall neben seinem Wohnhaus ein Atelier einbauen. Seine Absicht: dort über einen Wettbewerb ein vorbildliches Projekt zu realisieren. Dafür kontaktierte er den Heimatschutz. «Ich fand», sagt Ragettli, «dass eine solche Umnutzung für seine Bedürfnisse die falsche Antwort ist und schlug den Abbruch des Stalles und einen Neubau vor.» Das 2007 von Valerio Olgiati entworfene Atelier aus rotem Sichtbeton mitten im bäuerlich geprägten Scharans gilt heute als eine Perle der zeitgenössischen Architektur. Ähnlich reagierte Architekt Olgiati auch bei seinem eigenen Bürohaus in Flims. Er brach einen Holzstall ab und stellte an seine Stelle ein Gebäude aus radikaler Architektur. Von aussen scheint sich das dunkle Bürohaus anzuschmiegen an seine Umgebung aus dunkel gebrannten Ställen, innen ist es eine virtuose Betonkonstruktion für eine Raumfuge, die mit dem Stallgedächtnis nichts mehr zu tun hat. >>



^3_Soglio: Wo der Stall war, stehen die Häuser. Architektur: Armando Ruinelli, Foto: Ralph Feiner



^4_Zorten: Küche und Zimmer eingebaut, Dach saniert, mehr nicht.

>4_Die spartanische Stallstube ist nur im Sommer bewohnbar. Fotos: Toni Parpan



<5_Fläsch: Aus einem Stall wurde das Wohnhaus links der Familie Süssstrunk. Architektur: Kurt Hauenstein, Foto: Ralph Feiner



<6_Fläsch: Casascura, der Erweiterungsbau aus schwarzem Beton ersetzt den Stall. Architektur: Kurt Hauenstein, Foto: Ralph Feiner

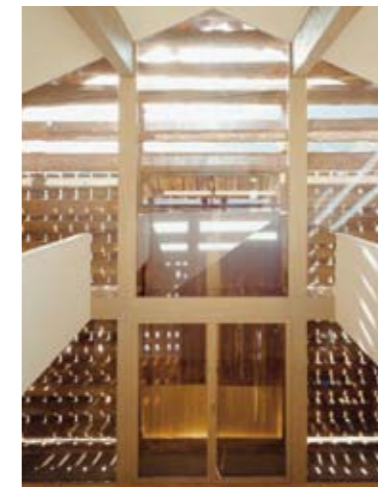


^9_Zuoz: Stall als Kunst- und Wohnhaus I. Architektur: Hans-Jörg Ruch, Foto: Filippo Simonetti



^11_Scharans: Stall weg, ein Neubau ist besser. Architektur: Valerio Olgiati, Foto: Alexander Jaquemet

∨12_Trun: Casa Cavau Dulezi mit Lichtfilter. Architektur: Guyan/Pally, Fotos: Ralph Feiner



^12_Ein Neubau wäre teurer geworden.

>7_Garda: das Stallhaus am Dorfrand. Architektur: Urs Padrun, Fotos: Ralph Feiner



^7_Blick aus dem Stallhaus ins Unterengadin.



^8_Flims: Wo der Stall aus Holz war, steht das Atelier aus Beton. Architektur: Valerio Olgiati, Foto: Archive Olgiati



^10_Tschlin: Stall als Kunst- und Wohnhaus II. Architektur Hans-Jörg Ruch, Foto: Filippo Simonetti

» Erhalten, abreißen, umnutzen? Wie wichtig für die Antwort der Kontext und die Substanz sind, sehen wir in Fläsch. In diesem Dorf in der Bündner Herrschaft stehen seit dem Auszug der Landwirtschaft drei Dutzend Ställe leer. Mitten im Dorf. In der Bauzone. Der Siedlungsdruck nimmt zu, die nicht mehr gebrauchten Ställe werden zum begehrten Baugrund. Die Gemeinde versucht mit einer rigorosen Planungs- und Baupolitik zu vermeiden, dass Schlimmes geschieht. Architekt Kurt Hauenstein hat mit zwei Projekten den Massstab gesetzt. Für sein eigenes Haus, die Casascura, hat er ein altes Bauernhaus sorgfältig in der Substanz renoviert, den Stall aber abgebrochen und eine Erweiterung zum Neubau aus schwarz eingefärbtem Beton gesetzt. Für die Familie Süsstrunk hat er aus einem alten Stall ein grosszügiges Wohnhaus gebaut, grosszügig ist er dafür auch mit der Substanz umgegangen. Markant stehen die steinernen Eckpfeiler, die Füllung dazwischen gibt dem Wohnhaus die Wände. Die Kubatur hat er vom alten Stall übernommen, das markante Ensemble gestaffelter Körper blieb erhalten. Der Innenraum aber ist komplett neu und zeitgenössisch. Sitzt man bei Elly und Walter Süsstrunk in der offenen, behaglichen Küche, denkt man nicht mehr an die Kühe, die hier einst wohnten.

DIE BOX IM STALL Im Unterengadin wurde Urs Padrun ein erstes Mal aus familiären Gründen mit dem Thema konfrontiert: In Chur aufgewachsen hat er als junger Architekt in Guarda das Haus seiner Grosseltern saniert und eine Box in den leeren Stall gestellt. «Damit wollten wir bei allem Respekt vor dem alten Haus auch zeigen», sagt Padrun, «dass Weiterbauen an historisch gewachsenen Strukturen durchaus möglich ist.» Nach dem Umbau zog Urs Padrun mit seiner Familie und dem Büro nach Guarda und ist gleich dort geblieben. Seither hat er sich gestaltend weiter ins Unterengadin vorgetastet. «Es ist immer ein kultureller Verlust», sagt Padrun, «wenn man aus einem Heustall ein Wohnhaus macht.» Deshalb sei es wichtig, «eine Lösung zu finden, bei der trotz optimaler Raumausnutzung möglichst wenig zerstört wird.» Dass dabei auch raumplanerische Überlegungen mitspielen, wird klar, wenn Padrun benennt, was er anstrebt: «Verdichtetes Bauen in den Gebäuden vor Ort.» Das bedeutet: In die grossvolumigen Ställe wird mehr als nur eine Wohneinheit gestellt. In diesen Engadinerhäusern wird Wohnen zahlbar für jene, die dort leben. Doch damit ritzt Urs Padrun an einer Grundsatzfrage. Darf man die an die Wohnhäuser gebauten Ställe mit Wohnungen füllen? Nein, klingt es aus St. Moritz. Hans-Jörg Ruch macht das nicht – aus kulturhistorischen Gründen: «Das Faszinierende am Engadiner Bauernhaus ist ja gerade die Raumfolge von Sulèr und Heustall, von Grossraum und Kleinraum. Stellt man Wohnungen hinein, zerstört man diese Struktur. Ich will bei meinen Umbauten die Typologie des Engadinerhauses respektieren und das Ensemble von Haus und Stall immer als Einheit erlebbar machen.» Das Ziel sei nie ein endgültiger Umbau, «sondern ein neuer, ein weiterer Zustand, einer von vielen in der Geschichte des Hauses.»

ERNÜCHTERUNGEN Wer so denkt, baut grosszügig, und Grosszügigkeit hat ihren Preis. Das hat zur Folge, dass viele Liegenschaften aus der Landwirtschaftszeit im Oberengadin nur noch von Leuten erworben werden, die auch in der Lage sind, dieses grosse Volumen allein zu berappen. Dass diese Liegenschaften oft an den Meistbietenden verkauft worden sind und mit wenigen Ausnahmen nur als temporär genutzte Feriendomizile dienen, ist eine andere Geschichte.

Auch Lavin am Südportal des Vereinatunnels spürt einen gewissen Kaufdruck auf die Bauernhäuser mit ihren **tablats**, den Ställen. Und in Lavin besteht die Gruppierung Avegnir Lavin. Gibt es denn keine für Normalverdienende finanzierbare Variante zur Nutzung dieser **tablats**, fragten sich die Zukunftsschauer von Avegnir Lavin und reichten die Frage weiter nach Chur an die Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW). Dreissig Studierende unter der Leitung der Dozenten Maurus Frei und Norbert Mathis dachten nach und erarbeiteten Projekte. Die Vorgabe: in den Ställen Lavins günstigen Wohnraum für die einheimische Bevölkerung zu schaffen. Die

Wunschvorstellung: rund 1500 Franken Miete im Monat. «Wir sind mit grossem Enthusiasmus an die Arbeit gegangen», erinnert sich Maurus Frei. Schnell tauchten Fragen auf. Eine vordergründig banale betraf die Parkierung. Das Resultat: ungelöst. Eine schwierigere befasste sich mit der Wärmedämmung. Das Resultat: machbar, aber technisch aufwendig. Die zentrale Frage aber war die grundsätzliche: Darf man in diese grossvolumigen Ställe überall Decken und Zimmerchen reinziehen? Die Antwort: Nein, denn das zerstört, was den Stall auszeichnet. Maurus Freis ernüchternde Quintessenz nach 14-wöchiger Studienarbeit: «Wir mussten erkennen, dass ein ausgebauter Stall schnell zu einem Schmuckkästchen wird, das sich nur leisten kann, wer sein eigener Mäzen ist – oder bereit auf Verzicht.»

STÄDTEBAU UND KONSTRUKTION Volumen und Struktur des Engadinerhauses sind eine Herausforderung, und seine städtebauliche Situierung ist ein Korsett. Etwas freiere Hand hat Marlene Gujan, die als Architektin ein Büro zusammen mit Clemens Pally führt. Vor zwölf Jahren hat sie in Trun im Bündner Oberland ihren ersten Stall ausgebaut und seither über die Surselva hinaus mit Stallumbauten für Einheimische und für Zweitwohner Marksteine gesetzt. Ihr Grundsatz: «Es gibt keinen.» Wegleitend seien die städtebauliche Situation und die Konstruktion des Stalles. Wo das eine oder andere nicht stimmt, «denken wir gelegentlich auch an einen Abbruch und Neubau.» Und wenn ein Stall erhalten wird, heisst das für Marlene Gujan nicht einfach «ein Haus in den Stall stellen, wir gehen von der bestehenden Konstruktion aus.» Hier hat sie nun doch einen Grundsatz: «Wenn die Grundstruktur eines Stalles sinnvoll verwendet werden kann, soll das auch geschehen.» Konkret: «Wo ein zweistöckiger Heustock vorhanden war, zeigen wir das innen mit zwei Stockwerken.» Und wie sieht es mit den Kosten aus? Wen der Blick ins millionenteure Oberengadin jeweils erschauern lässt, kann Marlene Gujan mit Fakten zu ihrem Stallumbau in Trun beruhigen: «Ein Neubau wäre teurer geworden.»

Geografisch wie kulturell auf einem anderen, sichtbar engeren Feld bewegt sich der Architekt Armando Ruinelli. Die Klientel, die jeweils in Soglio an seine Ateliertüre klopft, ist anders als «ennet» dem Malojapass im Oberengadin. Im Bergell ist alles etwas kleinräumiger. Bevor Ruinelli einen Stall abbricht oder umbaut, stellt er zwei Fragen. Erstens: die Stall-Sinnfrage: «Muss man wirklich dort wohnen, wo einst Kühe oder Ziegen lagen?» Natürlich nicht. Zweitens: die Stall-Seinsfrage: «Ist es sinnvoll, einen Stall zu erhalten, nur weil er da ist?» Natürlich nicht. Eine Ausnahme macht Ruinelli bei «städtebaulich präzise gesetzten Bauten, deren Verschwinden die Textur des Dorfes zerstören würde.» Beim Ausbau sieht er zwei Möglichkeiten: eine Box in die bestehende Hülle. Doch die braucht Platz, «und den haben wir beim Bergeller Stall selten.» Deshalb plädiert er für «das Zwiegespräch der Materialien. Wir lassen das Alte mit dem Neuen in einen Dialog treten und schaffen dadurch eine neue Einheit.» Ruinelli erklärt, und den Fragenden drängt es zur Stall-Nutzerfrage. «Wer, Armando Ruinelli, wohnt denn in diesen bescheidenen Bergeller Ställen?» Der Architekt antwortet als Ethnopsychologe: «Wahrscheinlich ist jenen, die weggezogen sind, etwas verloren gegangen von ihrer eigenen Geschichte, von ihrem Bauerntum. Als Kompensation wünschen sie sich den Heidihaus-Stall als Feriendomizil.» Und die Bergeller? «Die bauen sich ein Haus.»



» Alb, 2009, Objekt.
Foto: Gabriela Gerber und Lukas Bardill



AUF DEN SPUREN DER GESCHICHTE

Balanceakte zwischen Förderung, Raumordnung und langer Tradition.

Text: Susanne Waiz

Wer sich beim Bauernbund informiert, erhält eine beruhigende Auskunft: «In Südtirol bleibt die Anzahl der Höfe konstant, die Strukturentwicklung in der Landwirtschaft ist stabil.» Ist die europaweite Krise im Landwirtschaftssektor an Südtirol spurlos vorübergezogen? Der Bauernstand gilt jedenfalls als wirtschaftlich solide: Durch Produktionssteigerungen und die Umstellung auf Obst- und Weinbau haben sich die Erträge vervielfacht. Zusätzlich begünstigt das milde Klima die Ernte. Der geschlossene Hof – ein im Grundbuch eingetragener Landwirtschaftsbetrieb mit ausreichend Ertrag für eine vierköpfige Familie, gemäss Gesetz unteilbar – hat heute einen enormen Marktwert.

Das war nicht immer so. Im Jahr 1973 erschien das Buch «Die Zeugen der Einsamkeit» von Aldo Gorfner. Der Trentiner Journalist dokumentiert die Lebensbedingungen Südtiroler Bergbauern. Der Fotograf Flavio Faganello untermauert den Text mit Bildern einer mittelalterlich anmutenden Realität. An den Bewohnern der hochgelegenen Höfe war der steigende Wohlstand der Nachkriegszeit fast spurlos vorübergegangen. Sie fristeten ihr Leben ohne Elektrizität und modernen Komfort. Arzt, Schule und Kirche waren nur durch lange und gefährliche Fussmärsche erreichbar, die sozialen Kontakte stark eingeschränkt. Die Familien waren auf sich selbst angewiesen, lebten von dem, was sie am eigenen Hof produzierten, waren Selbstversorger wie schon seit Generationen. Der Blick ins Tal liess vor allem in der Jugend die Überzeugung reifen, dass es dort unten ein besseres und leichteres Leben gäbe.

EIN VOLK DER PENDLER Die schonungslose Dokumentation von Gorfner und Faganello hat dazu beigetragen, dass die Situation der Bergbauern in Gesellschaft und Politik bekannt und ernst genommen wurde. Seit dieser Zeit gilt in Südtirol der Grundsatz: Jeder Hof muss erhalten bleiben. Als Flavio Faganello dreissig Jahre später seinen Besuch auf den hochgelegenen Höfen wiederholte, hatte sich das Leben dort stark verändert. Nur ein einziger Hof war einem Brand zum Opfer gefallen und wurde nicht mehr bewirtschaftet. Alle anderen hatten Zufahrtsstrassen und Elektrizität erhalten. Viele hatten umgebaut und erwirtschafteten durch Zimmervermietung und Buschenschank, wie die Strausswirtschaft hier heisst, ein Zusatzeinkommen. Aus den «Erben der Einsamkeit» war ein Volk der Pendlers geworden, das sich täglich auf den Weg zu Schule und Arbeit unten im Tal machte. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude aber hatten ihre pittoreske Materialität verloren und trugen dieselben glatt verputzten Oberflächen wie die Höfe im Tal. Die Zeit der Subsistenzwirtschaft war nun auch in den Berggebieten endgültig vorbei, die damit verbundene bäuerliche Kultur schon fast vergessen.

Die autonome Provinz Bozen-Südtirol ist auch heute noch ein «Bauernstaat» mit hohen Förderungen für die Landwirtschaft, steuerlichen Begünstigungen für die Landwirte und mit einer Raumordnung, die vor allem dem geschlossenen Hof grosszügige Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Den Wirtschaftsgebäuden wird dies nur allzu leicht zum Verhängnis: Aus Sicht der Raumordnung stellt der Stadel im Siedlungsverband Kubatur dar, und zwar Kubatur, die gewinnbringend genutzt werden kann. Überlagert man die verfügbare Stadelkubatur mit dem enormen Kubaturbedarf der Tourismusbranche, so ist das Rätsel vom nicht mehr gebrauchten Stall schon fast gelöst.

Das Raumordnungsgesetz macht die Aussiedlung von Hofstellen zum attraktiven Geschäft. Ein geschlossener Hof kann aus der Wohnbauzone ins landwirtschaftliche Grün verlegt werden, wenn dafür betriebliche Erfordernisse vorliegen.

Kann ein Hof an Ort und Stelle nicht entsprechend modernisiert und erweitert werden, so siedelt er aus dem bebauten Gebiet ins Grünland. Der Neubau wird selbstverständlich gefördert. Auch Betriebe mit Viehhaltung können ihre Wirtschaftsgebäude aussiedeln. Die alte Hofstelle oder der nicht mehr gebrauchte Stall werden – man fühlt sich an Nikolai Gogols Roman «Die toten Seelen» erinnert – umgehend zu Geld gemacht. Deshalb geniesst ein langsam verfallender Stall in Südtirol Seltenheitswert. Die Wirtschaftsgebäude verschwinden aus dem Ortsbild und erleben zum Beispiel als prachtvolle Tourismusställe ihre Reinkarnation. Das Landesamt für Statistik hat für die Zeit von 1988 bis 2005 erhoben, dass «ein umfangreicher Anteil von fast 25 Prozent der Bautätigkeit in natürlicher Landschaft» und ausserhalb der in den Bauleitplänen dafür vorgesehenen Zonen verwirklicht wurde. Dabei handelt es sich nicht nur um landwirtschaftliche Gebäude, sondern auch um Kubatur des Wohnbaus, des Tourismus und des produzierenden Gewerbes. In nahezu der Hälfte der Südtiroler Gemeinden ist das landwirtschaftliche Grün die am stärksten verbaute Zone. Diese Anarchie grassiert vor allem in den kleinen Nachbargemeinden grosser Tourismusorte. Zwischen dem wachsendem Spekulationsdruck und der Versuchung, am Kuchen mitzunaschen, wird die Landschaft zum Bauernopfer.

Gerade dort, wo eine intensivisierte Landwirtschaft betrieben wird, haben sich Stall und Stadel überlebt: Die Apfelbauern liefern ihre Ernte in die Magazine einer Genossenschaft, und die Weinbauern bringen die Trauben in eine Grosseckellerei. Die Milchbauern müssen sich den Richtlinien der Europäischen Union anpassen und für ihr Vieh einen grösseren, artgerechten Normstall errichten. Die Veränderungen im Landschaftsbild sind massiv: Wo früher Getreide und Mais gepflanzt wurden, erstrecken sich heute niederstämmige Apfelkulturen. Die Artenvielfalt ist erschreckend gering geworden, viele Obst- und Gemüsesorten werden nicht mehr angebaut, und die Landschaft wirkt monoton.

Diese allgemeinen Aussagen sollen durch die Betrachtung von zwei gegensätzlichen Tälern vertieft werden: dem bäuerlichen Gsies und der Tourismushochburg Gröden.

DAS VORZEIGEPROJEKT VON GSIES Gsies ist heute noch von der Landwirtschaft geprägt. Markante Hofgruppen stehen in einer reizvollen Landschaft. Nur vereinzelt beleidigt eine missglückte Wohnbauzone oder ein türmchenbewehrtes Hotel das Auge des Betrachters. Aber auch in Gsies wurde die Milchwirtschaft intensiviert, und die Bauern wurden durch Förderungen zum Ankauf von grossen Maschinen motiviert. Diese brauchen ein grosses Maschinenhaus, das Futterhaus muss ebenfalls wachsen, und die Feldwege müssen verbreitert werden. Und noch eine Konsequenz hat der intensive Maschineneinsatz: Früher wurde eine Bauernschaft von zehn und mehr Personen bewirtschaftet. Heute reichen dafür drei Personen. Mehr als die Hälfte der Berufstätigen geht ausserhalb der Gemeinde einer Beschäftigung nach. Mit «Urlaub auf dem Bauernhof» und dem Verkauf von Eigenprodukten direkt ab Hof werden die Erträge aus der Landwirtschaft aufgebessert.

In den Jahren 2004 bis 2009 hat die Gemeinde auf der Versellalm ein Vorzeigeprojekt realisiert. Zäune und Steinmauern wurden saniert, Heuschuppen mit Schindeln neu eingedeckt, Sträucher auf den Weideflächen gerodet und Holztröge als Viehtränken gesetzt. Durch diese Massnahmen wird die Almwirtschaft gestützt, die in Gsies nach wie vor eine grosse Bedeutung hat. Die Sanierung der Kulturlandschaft soll nun am Talboden fortgesetzt werden. Eine Vielzahl von Backöfen und Mühlen wird heute nicht >>



^ Bergbauernhof Vorra an einer Extremlage in St. Martin im Kofel, einer Fraktion der Gemeinde Latsch.
Fotos: Flavio Faganello © Amt für audiovisuelle Medien der autonomen Provinz Bozen - Südtirol



< Hof Egg, ebenfalls in St. Martin.



> Traggestelle für schwere Lasten auf unzugänglichen Wegen.



> Arbeit an Butterfass und Stubentisch unter Jesus' Blick und Herrschaft.



^ Karge Gemütlichkeit in der warmen Stube.

>13_Prettau: neuer Ofen im alten Widum, dem Pfarreigebäude.
Fotos: Günter Richard Wett



✓13_Das Widum und sein Stall.



✓14_Percha: Die Ersatzbaute im Ortszentrum umfasst sieben Wohnungen. Fotos: Jürgen Eheim



^14_Der alte Stadel gab die Proportionen vor.



^13_Das 1490/1500 errichtete Widum lebt als Ferienresidenz weiter.

>> mehr genutzt. Aber auch Bildstöcke und Feldkreuze, Harpfen, Holzzäune und Steinmauern sind dem Verfall preisgegeben. Die Bestandesaufnahme des Landschaftsinventars ist bereits abgeschlossen, nun sollen Baulose eingeteilt und die Arbeiten Schritt für Schritt durchgeführt werden. Weniger Erfolg hatte die Gemeinde beim Ensembleschutz. Eine engagierte Kommission wurde eingesetzt und eine Architektengruppe aus Bruneck sammelte und dokumentierte 15 über das ganze Tal verstreute historische Ensembles. Die Kommission kam zum Schluss, dass es sinnvoll wäre, weite Teile des Tals unter Schutz zu stellen, darunter vor allem typische Hofgruppen mit Kapellen, Mühlen und Feldmauern. Doch die Bauern empfinden den Ensembleschutz als Strafe und als ungerechtfertigte Einmischung in den Privatbesitz, denn viele haben ihren Hof gepflegt und erhalten und fühlen sich für die Bausünden im Tal nicht verantwortlich. Die Gemeinde Gsies hat eingelenkt und setzt stattdessen auf ein Interreg-Projekt mit Osttirol zum Thema «Baukultur und ländlicher Raum». Was nützt schliesslich Ensembleschutz, wenn er nur von oben verordnet ist? Erst wenn sich die Überzeugung durchsetzt, dass die Kulturlandschaft und ihre Bauwerke erhaltenswert sind, wird die Pflege zum gemeinsamen Anliegen. In der Werteskala des Bauern steht jedoch der Gebrauchswert an erster Stelle, während der Städter vor allem den Alterswert sieht. Dem Bauern ist wichtig, dass sein Betrieb funktioniert und eine Entwicklung möglich ist. Das neue Projekt setzt auf Beratung statt Vorschriften. Die Möglichkeiten der Sanierung und die Effizienz von kleinen Massnahmen sollen gezeigt werden. Durch die Kenntnis und den Respekt des Altbestands kann eine neue Idee vom «Weiterbauen» entstehen.

EINE MUSEALE ZUKUNFT IN GRÖDEN Ganz anders liegen die Dinge in Gröden. Hier ist die Landwirtschaft schon längst vom Tourismus verdrängt worden. Heute gibt es noch eine Handvoll grosse Bauern und ein paar am Existenzminimum lebende Kleinbauern. Die soziale Schere klafft weit auseinander. Zwei Architektinnen haben im Auftrag des Museums Gherdëina in St. Ulrich eine Höfekarte für die ladinischen Gemeinden und Fraktionen im Tal erarbeitet. Anhand einer Dokumentation aus dem Jahre 1951 wurden 514 Höfe identifiziert und aufgenommen. Das Inventar von 2008 zieht eine ernüchternde Bilanz: Nach sechzig Jahren ist nicht einmal ein Drittel der Höfe im Originalzustand erhalten. Nur 144 Höfe (28 Prozent) haben die letzten fünfzig Jahre ohne grosse Eingriffe überstanden. 164 Höfe (32 Prozent) wurden umgebaut und verändert, und das letzte Drittel – 180 Höfe oder 35 Prozent – wurde abgebrochen und als Neubauten mit anderer Nutzung wieder errichtet.

Für das Museum Gherdëina dient die Bestandesaufnahme «als Grundlage für eine weitere detaillierte Dokumentation von besonders wertvollen oder gefährdeten Bauernhöfen, zur Erarbeitung von Konzepten zum Erhalt bzw. Restaurierung oder Umbau sowie zur touristischen Nutzung und didaktischen Aufarbeitung für Ausstellungs- und Studienzwecke.» In einer Umgebung, die in den letzten Jahrzehnten eine grundlegende Transformation erfahren hat, werden die letzten Reste der bäuerlichen Baukultur zu Museumsobjekten. Sie sollen als Zeugen einer vergangenen Zeit das Tal bereichern und die Touristen erbauen. Die Frage nach Anpassung und weiterer Nutzung wird in Gröden nicht mehr gestellt. Die Zukunft ist museal. Die Beispiele von Gsies und Gröden stehen für entgegengesetzte Haltungen. Zwischen diesen Polen liegt das Panorama der komplizierten Beziehung der Südtiroler zu ihrer bäuerlichen Herkunft, zu Landschaft und Bautradition. In Gsies, wo sich das Tal nur langsam verändert, erkennt man hoffentlich beizeiten den Wert der Landschaft und ihrer Baukultur. Auf der anderen Seite, so scheint es, mangelt es an Mut zur Veränderung. Interessante neue Architektur kann sich im Tal kaum durchsetzen. In den Grödner Orten St. Ulrich, St. Christina und Wolkenstein hingegen wurden die toten Seelen bereits verkauft. Nun sollen die letzten Höfe der Nachwelt zum Andenken erhalten bleiben. Sie stehen einsam am Rande des dicht verbauten Talbodens, formal isoliert und ohne Bezug zu den Bauten der letzten Jahrzehnte. Die folgenden drei Beispiele stehen für typische Südtiroler Stallgeschichten: Eine Ersatzkubatur in Percha ist um

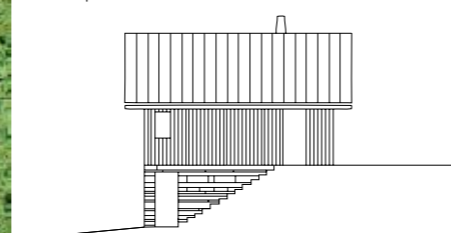
formale und typologische Anpassung bemüht. Ein Widumsstall in Prettau wird in letzter Minute von einem italienischen Touristen saniert und vor dem Verfall gerettet. Und die Instandsetzung einer kleinen Almhütte im Naturschutzgebiet zeigt, dass der Stall als Stall auch heute noch eine Daseinsberechtigung haben kann.

DIE ERSATZKUBATUR Ein Wohnbau in Percha, geplant von Dora Aichner und Werner Seidl. Die Geschwister Anastasia und Josef Regensberger sind Besitzer eines geschlossenen Hofes im Ortszentrum von Percha im Pustertal. Schon vor zehn Jahren wurde der alte, ans Wohnhaus angebaute Stadel abgebrochen. Ein neuer, grosser Stadel wurde westlich vom Wohnhaus und ausserhalb der Wohnbauzone errichtet. Eher ungewöhnlich ist, dass die Besitzer nun selber als Bauherren auftreten. Sie suchen sich gute Architekten und lassen von ihnen ein Projekt entwickeln. Sie verkaufen ihre Stadelkubatur nicht an den Meistbietenden, sondern nehmen die Aufgabe selbst in die Hand. Ihr Engagement wird mit einem schönen Projekt belohnt. In den Jahren 2009/2010 entsteht anstelle des Stadels ein geförderter Wohnbau. Das mit Holz verkleidete Hauptgebäude übernimmt die Proportionen des Stadels. Nördlich davon sitzt ein kleinerer, ebenfalls Holzverkleideter Würfel, und dazwischen ist eine Garage für die Landwirtschaft eingebettet. Insgesamt werden sieben Wohnungen errichtet, die laut Bauleitplan mögliche Kubatur wird damit bewusst unterschritten. Die einfachen Baukörper fügen sich wie selbstverständlich ins Gelände. Sie beleben und verdichten den alten Ortskern von Percha und bilden zusammen mit den angrenzenden Höfen, dem neuen Gemeindezentrum und der Kirche ein neues Ensemble.

DER NOBELSTALL Der Widumsstall in Prettau, ein Projekt von Kurt Egger, Gerhard Mahlknicht und Heinrich Mutschlechner. Das Widum – ein Pfarrhof – wurde um 1490/1500 zeitgleich mit der spätgotischen Kirche errichtet. Vor 150 Jahren wurde das alte Widum an Bauern verpachtet und ein neues näher an der Kirche errichtet. Die Bauern haben den Stall des alten Widums vergrössert. Zehn Jahre stand das denkmalgeschützte Haus schon leer und verfiel. Vor Ort fand sich jedoch kein Käufer, und es war schliesslich ein Tourist aus Treviso, der das Haus dem Verfall entriss. Das schindelgedeckte Widum mit Eckerker, Rundbogentüre und steingerahmten Fensterlaibungen wurde saniert und zu einer noblen Ferienresidenz ausgebaut. Ein dezenter neuer Ofen wärmt die Stube mit Barocktäfelung. Das russgeschwärzte Gewölbe der Rauchküche wirkt wie ein Gemälde. In diesem Sommer soll auch der Ausbau des Widumsstalls als Dependance für den Sohn des Hausherrn fertiggestellt werden: im gemauerten Stall die Küche, darüber, im hölzernen Stadel, der Wohnraum. Die Geschichte des alten Widums findet so doch noch zu einem guten Ende. Sein Schicksal ist für unsere Gesellschaft geradezu typisch: Erst ein Ortsfremder erkennt den Wert der heruntergekommenen Gebäude. Der Ausverkauf der Heimat ist oft ihre Rettung.

STALL BLEIBT STALL Die Almhütte im Naturpark, ein Projekt von Bruno Rubner. Die über hundert Jahre alte baufällige Almhütte liegt auf einer Höhe von fast 1800 Metern im Naturpark Rieserferner-Ahrn. Sie gehört einem Bauern aus Prettau, der den Sommer mit seinen Schafen jeweils auf der Alm verbringt. Im Jahr 2010 soll die Hütte, unter Beachtung der strengen Baubestimmungen im Naturpark, verbessert werden: Der steinerne Sockel, in dem sich der Schafstall befindet, wird saniert und erhalten. Darüber befindet sich heute ein Wohnteil mit offener Feuerstelle, aus diesem Grund ist die Bergseite gemauert. Das neue Obergeschoss wird einheitlich als Holzblockbau ausgeführt und die offene Feuerstelle durch einen Metallofen ersetzt. Das Dach soll wieder mit Lärchenschindeln gedeckt werden. Wenn das Lärchenholz in ein paar Jahren eine silbergraue Färbung angenommen hat, wird nur mehr das schlitzförmige Fenster an der Westfassade einen Hinweis auf den rezenten Eingriff geben. Wir hoffen, dass es nie an Bauern und Schafen mangelt, die hier ihre Sommerfrische verbringen.

<15_Die Almhütte im Naturpark Rieserferner-Ahrn und ihr Umbauplan. Foto: Bruno Rubner



VINSCHGER STALLGESCHICHTEN Vom Apfel zum Whisky und zu den steinernen Stadeln in Laas. Ein Streifzug durch den Oberen Vinschgau.

Text: Susanne Waiz, Fotos: René Riller

Vor hundert Jahren wogten im Vinschgau noch die Getreidefelder, und in den Hanglagen des Sonnenbergs wurde etwas Wein angebaut. Obst und Gemüse dienten vor allem dem Eigenbedarf. Der intensive Obstbau begann in den 1960er-Jahren. Von Meran ausgehend wurden erst im unteren und später auch im mittleren Vinschgau Apfelbäume gepflanzt. Genossenschaften wurden gegründet, um für den Absatz und die Lagerung zu sorgen. Die alten Sorten wurden durch ertragreichere, niederstämmige Kulturen ersetzt und die Hektarerträge auf ein Maximum gesteigert. Im Jahr 2008 hat die Apfelproduktion in Südtirol erstmals die magische Grenze von einer Million Tonnen Äpfel pro Jahr überschritten. Grosse Lager und Kühlzellen müssen gebaut werden, um diesen enormen Apfelberg stückweise übers Jahr zu verkaufen. Dazu kommt die harte Konkurrenz aus Osteuropa und Südamerika. Kein Wunder also, wenn der Apfelpreis fällt.

INVASIVE BAUTEN Die Obstmagazine sind die Stadel der Gegenwart. Die enormen Anhängungen von Kühlzellen, Verpackungshallen und Verwaltungsbüros sind oft wild gewachsen und improvisiert, um mit den Anforderungen Schritt zu halten. Gute Architektur ist hier kaum entstanden, vielmehr wurde mit Pioniergeist drauflosgebaut und -geflickt. Die enorme Kubatur erzeugt das Bild einer Gewerbezone und kann nur hingenommen, aber nicht gutgeheissen werden. Intensive Vermarktung der Landwirtschaft geht mit invasiven Strukturen einher. Die modernen Genossenschaften sind Industriebetriebe, die nicht so recht zum Image vom Urlaubsländchen und von der natürlichen Umgebung passen wollen.

Im Oberen Vinschgau ist die Landschaft noch beeindruckend schön: von den weiten Wiesen der Malser Haide über die Urlandschaften Tschengelser Moos und Prader Sand; dazwischen ein paar Äcker und Wiesen. Seit etwa fünf Jahren versuchen die Obstbauern auch hier, Fuss zu fassen. Doch unter den ansässigen Bauern gibt es einige, die ihre Güter nicht verkaufen und lieber bei der traditionellen Nutzung bleiben wollen. Ein findiger Baumeister aus Glurns könnte ihnen dabei zu Hilfe kommen: Albrecht Ebensperger hat einen Grund in der Gewerbezone erworben, um eine Whisky-Destillerie zu errichten. Er kann den Bauern einen besseren Pachtzins und damit eine Alternative zum Verkauf ihrer Felder bieten. Auch eine alte Getreidemühle soll in das Projekt

einbezogen werden. Der Entwurf für die Destillerie stammt von Werner Tscholl: Ein Netzwerk aus gebrannten Ziegeln umhüllt Brennerei, Silos und Verkaufsbereich. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob die Invasion der Obstbauern noch aufzuhalten ist. Der Verfall des Obstpreises könnte den Getreidebauern dabei zu Hilfe kommen.

DIE STEINERNEN STADEL Die Stadel der Vergangenheit sind im Oberen Vinschgau noch stark präsent. Eine Erklärung dafür findet man im romanischen Erbrecht, das erst im letzten Jahrhundert durch den geschlossenen Hof ersetzt wurde. Viele Stadel haben mehrere Besitzer, was die Spekulation beträchtlich erschwert. Viele Stadel stehen leer oder werden provisorisch genutzt, anstatt – wie in anderen Tälern Südtirols – als «verschobene Kubatur» zu enden.

Die steinernen Stadel von Laas prägen das Ortsbild. Nach den verheerenden Dorfbränden wurden auch die Wirtschaftsgebäude aus Stein errichtet. Eine Gemeindeverordnung untersagte die Ausbildung von Vordächern. Die Feuermauern angrenzender Gebäude mussten über das Dach gezogen werden. Für den Wiederaufbau kamen Maurer von Bormio und Sondrio über das Stilfser Joch in den Vinschgau. Ihre Handwerkskunst kann man noch heute an den steinsichtigen Mauern der Stadel bewundern. Da der Brand auch viele Wohngebäude zerstört hat, sind einige Stadel in Wohnungen umgewandelt worden.

Die Notlösung wurde zum Dauerzustand, die Steinmauern erhielten einen Verputz, und das Wohnhaus war perfekt. Die Umnutzung von Gebäuden ist keine neue Erfindung, sondern eine Frage des intelligenten Umgangs mit den Ressourcen. Heute diskutiert man in Laas immer wieder, was mit den Stadeln passieren soll. Soll das einmalige Ortsbild mit seinen verlassenen Bildhauerwerkstätten, den monumentalen Stadeln und alten Wohngebäuden generell unter Schutz gestellt werden, so wie es in den 1970er-Jahren in der Stadt Glurns geschah? Oder soll man den nicht mehr gebrauchten Stall einfach der Zeit überlassen? Eine öffentliche Nutzung der Stadel kommt die Gemeinschaft teuer zu stehen. Wenn sich keine private Nutzung findet, sollen die Stadel eben verfallen, so meinen viele.

PARKEN IM STADEL In den 1990er-Jahren geschah in Laas ein kleines Wunder. Damals gelang es der Gemeinde, den leer stehenden, Anfang der 1960er-Jahre abgebrannten Bären-

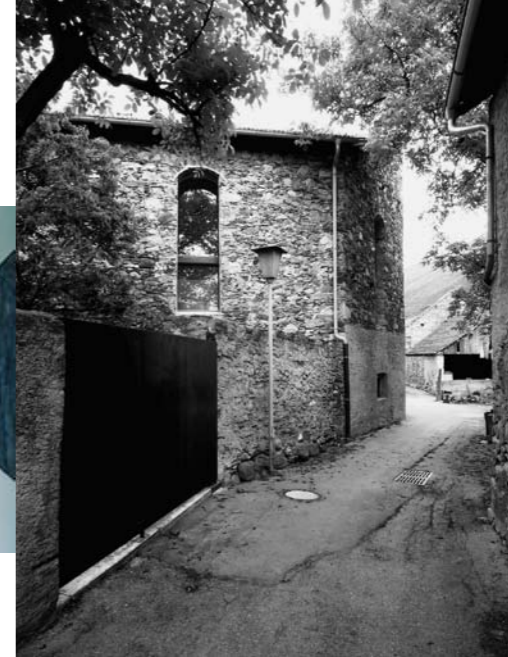
stadel nach mehrjährigen Verhandlungen von den Erben zu erwerben. Die früheren Eigentümer behielten die Ställe im Untergeschoss. Der darüberliegende hohe Stadel wurde von Walter Dieltl saniert und dient seither als Garage mitten im historischen Ortskern. Der Bärenstadel ist wahrlich ein Glücksfall. Er konnte praktisch so, wie er war, ohne grössere Umbauten, für eine neue Nutzung gewonnen werden.

Auch der Vinschger Künstler Jörg Hofer hat die räumlichen Qualitäten seines Stadels erkannt und ihn in Zusammenarbeit mit dem Architekten Werner Tscholl in ein Atelier umgebaut. Der weite Raum wird durch Holzstützen in Mittel- und Seitenschiffe gegliedert. In der mittleren Achse liegen noch die breiten grauen Bretter des Tennenbodens, die seitlichen Felder wurden mit Estrich ausgegossen. Statt des Zwischenbodens über der Tenne wurde eine leichte Decke aus stehenden Brettern eingezogen. Die Steinwände wurden an der Innenseite gedämmt und mit Ziegeln vorgemauert. Damit von aussen alles unverändert erscheint, wurden die Fensterrahmen in der Laibung zurückgesetzt, sodass nur das Glas in der Öffnung sichtbar bleibt. Der Stadel steht in seiner alten Pracht an der Kreuzung zweier Wege. In den kleinen Platz münden enge Gassen, die von Steinmauern gesäumt sind. Die hohen, schmalen Bogenfenster der Südfassade erinnern ein wenig an eine romanische Basilika.

WOHNEN IM STADEL Weit oben im Tal, bevor sich die Strasse am Stausee vorbei- und über den Reschen windet, liegt St. Valentin auf der Haide. Am Ortseingang ist ein alter Stadel weithin sichtbar, sanft ins Gelände gebettet. Erst auf den zweiten Blick bemerkt man die neuen Holzbauteile. Der Stadel wurde zu einem Wohnhaus umgebaut, die Stirnfassaden leicht zurückgesetzt, ein einfaches, klares Projekt. Der Bauherr wollte anstelle des Stadels ein kanadisches Blockhaus errichten. Er hat bei den Umbauarbeiten viel in Eigenregie durchgeführt. Jürgen Wallnöfer, der Architekt, steht trotzdem zum Ergebnis. Oft spürt er ein Unbehagen gegenüber dem, was heutzutage gebaut wird. Man muss sich fragen, ob das Neue besser ist als das Alte. Ob wir und auch unsere Bauherren sensibel genug sind, um ein gelungenes Projekt zu schaffen. Oft ist es Schadensbegrenzung, wenn etwas Altes stehen bleibt, meint Wallnöfer. Dahinter steht nicht Unsicherheit, sondern reife Erkenntnis.



^16_Im Mittelschiff grüsst die alte Tenne mit ihren breiten Brettern.



<16_Laas: Der Stadel verrät wenig vom Künstleratelier im Innern.



<Laas: Die steinernen Stadel prägen den historischen Ortskern.



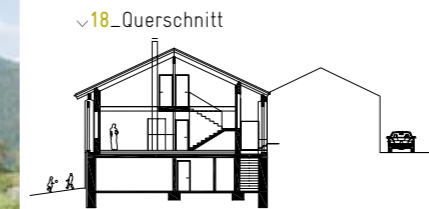
>17_Laas: Vor seiner neuen Nutzung stand der Bärenstadel lange leer.



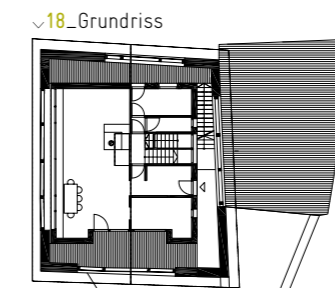
<17_Heute wird das hohe Gebäude als Garage genutzt.



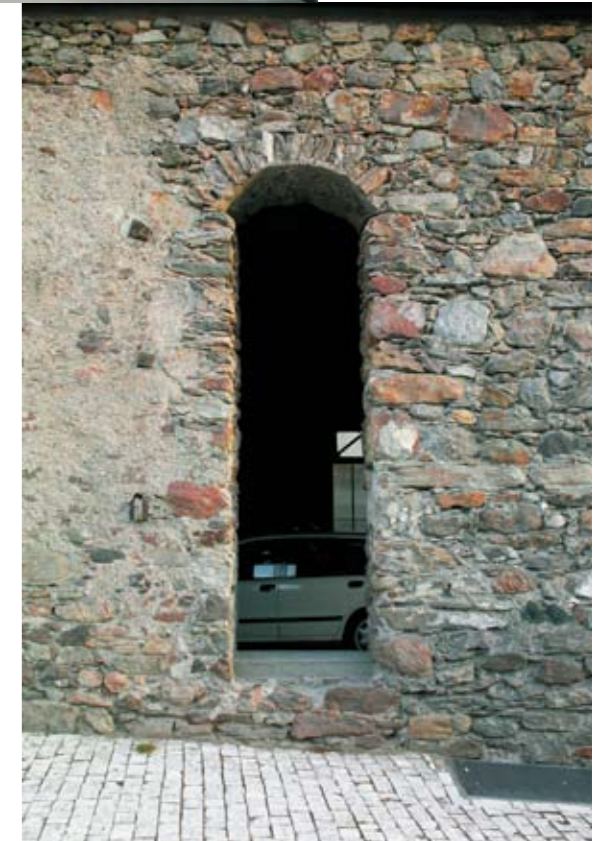
^18_St. Valentin: Umbau statt Abbruch zugunsten eines kanadischen Blockhauses.



✓18_Querschnitt



✓18_Grundriss



^17_Die Umnutzung war ohne grossen Umbau möglich.



WÄLDERHAUS UND MONTAFONER RUINE

Verschwinden? Erhalten?

Eine Reise durch die Stalllandschaften Bregenzerwald und Montafon.

Text: Marco Guetg, Fotos: Christian Grass

Bregenzerwald: Als der Name für die Hügellandschaft hinter Bregenz entstand, gab es hier nur Wald. Dem ist längst nicht mehr so. Inzwischen wurde gerodet und besiedelt. Lediglich ein Viertel ist heute noch von Wald bedeckt. 22 Gemeinden haben hier ihre Marchen gezogen – dem Lebensraum von rund 30 000 Menschen. Und eine Statistik hält fest: Weit über vierzig Schreinereien und Zimmereien, in höheren Lagen 270 Maiensässe und 420 Alpen, auf denen jeden Sommer bis zu 10 000 Milchkühe und 24 000 Rinder weiden. Der Bregenzerwald in Vorarlberg ist ein Landwirtschafts-, Tourismus- und Holzbauand. Unser Weg führt von Dornbirn über den Losenpass, 1140 Meter über Meer, nach Schwarzenberg durch Dörfer, die allesamt inmitten von Wiesland liegen. Flüchtig sehen wir während unserer Fahrt von fern, was uns den Tag über noch näher beschäftigen wird: das Wälderhaus. Es ist eine Kombination aus Haus und Stall, stets mit der gleichen Struktur. Räume zum Arbeiten und Wohnen befinden sich in diesen lang gestreckten «Einhäusern» unter einem Dach. Die Ausrichtung variiert mit dem Standort. Günstig in den Tagesablauf eingeordnet sind die von Osten nach Westen orientierten. Früh am Morgen begann das Tagwerk im offenen Schopf an der südlichen Traufseite. Er ist nicht nur witterungsgeschützter Aussenraum, sondern ermöglicht auch den gedeckten Gang zum Ökonomieteil. Über den Schopf gelangt man in die Flurküche, von wo aus meist eine Treppe ins Obergeschoss führt. Die Stube und Schlafkammern wiederum sind nach Osten orientiert, hin zur Morgensonne.

SCHWARZENBERGER POESIE Schwarzenberg ist das Wälder Schmuckkästchen. Eingebettet in eine sanft gewellte Landschaft blieb dem Dorf trotz der flotten Bautätigkeit in den vergangenen Jahren seine ursprüngliche Struktur aus Weilern erhalten. Voluminöse Bauernhäuser mit Schindelbeschlag und Schopf beherrschen das Dorfbild. Dem Ort ging es gut in der Vergangenheit. Das sieht man. An Markttagen wurden hier über 5000 Rinder gehandelt. Das erzählt man. Und stolz wird auch von jenem wohlhabenden Schwarzenberger berichtet, der dem Kaiser in Wien Geld für den Strassenbau lieh. Wir stehen vor dem Kleber-Haus. Dreistöckig, Schindelfassade, Butzenfenster, offener Schopf. Was man auf den ersten Blick nicht sieht: Das Kleber-Haus ist ein Museum. Der Wohntrakt aus dem Jahre

1556 mit der Stube, der Küche und den Schlafkammern blieb, wie er war. Hier präsentiert das lokale Heimatmuseum die Wälder Wohnkultur. Im Stall – kaschiert hinter einer verwitterten Holzschiebetüre – wurde 2007 das Angelika-Kaufmann-Museum eröffnet. 1741 in Chur geboren und am Comersee aufgewachsen weilte Kauffmann 1757 einige Zeit in Schwarzenberg. Der Aufenthalt muss der 16-Jährigen gefallen haben. Die Schwarzenberger erinnerten sich zum 200. Todestag «ihrer» Malerin mit einem Museum. Den modernen Raum im alten Stall entworfen hat das Bregenzer Architekturbüro Dietrich Untertrifaller, im Speziellen Helmut Dietrich. Marina Hämmerle – sie leitet das Vorarlberger Architektur Institut (vai) in Dornbirn – führt den Besucher ins Museum, und er sieht: Hier wurden die Spuren der Jahrhunderte nicht verwischt. Stahlträger verstärken die alten hölzernen Balken. Durch hohe Nischen bringt künstliches Licht optimale Verhältnisse für die Exponate, in eigens geschaffenen Zwischenräumen wird die Konstruktion sichtbar. Eine Box haben Dietrich und Untertrifaller in den Heustall gestellt. Sie tangiert die ursprüngliche Hülle nicht. Unbehandeltes Tannenholz am Boden, das Gebälk mit Flächentäfer aus Weisstanne ausgekleidet. Raum, Holz, Licht, Alt und Neu: Von der «Poesie des Stalles» spricht Marina Hämmerle. Die öffentliche Nutzung eines verlassenen Bauernhauses ist eine Möglichkeit. Aber sie ist nicht der Normalfall.

DER GROSSE LEERSTAND Wir stehen im Schopf, jenem halböffentlichen Raum des Wälderhauses, wo einst die Familie Kleber mit ihrem Gesinde auf den Bänken hockte und das Tagwerk besprach. Inzwischen ist Markus Berchtold zu uns gestossen. Er ist Planer, arbeitet als Projektleiter für die Regionalplanungsgemeinschaft Regio Bregenzerwald und erzählt vom Weg zu einem bestimmten Ziel. Berchtold, jung, engagiert und redogewandt, kommt mit Blättern und Zahlen. 36 ist eine. Sie steht für 36 Beispiele guter Sanierungen historischer Substanz. Das ist allerdings erst ein Anfang, erfährt der Besucher. Die Regio Bregenzerwald hat das Projekt «Alte Bausubstanz» lanciert, den Leerstand an Häusern im ganzen Bregenzerwald erhoben und dokumentiert. Wenn Berchtold von diesen Zahlen spricht, begibt er sich in andere Dimensionen: Rund tausend leere oder minder genutzte Häuser wurden erfasst, rund ein Drittel davon sind Wälder Bauernhäuser. Berchtold interpretiert, sagt

einen Satz, der Besucher horcht auf: «Bei so viel Leerstand müsste man für die nächste Generation kein einziges neues Haus mehr bauen.» Solche Fakten und Visionen lösen einen Prozess aus, tangieren das Baugesetz, die Wohnbauförderung, die Raumplanung, die Wirtschaft... Mitten in diesem Prozess steckt seit 2008 das Projekt «Alte Bausubstanz». Berchtold erzählt vom nächsten Schritt auf dem Weg zum Ziel. Es wurden die Eigentümer umfassend befragt. Dabei machten die Befragter eine überraschende Erkenntnis: «Der Leerstand ist ein Phänomen des Wohlstands und ein Phänomen der emotionalen Bindung einer Person an ein Gebäude.»

ZAHLEN UND INTERPRETATIONEN Wann, fragt der Besucher, kommt die Architektur zum Zuge? «Gute Architektur wird durch gute Planer vor Ort gewährleistet», sagt Marina Hämmerle. Inzwischen hätten viele private Bauherren realisiert, «dass man besser fährt, wenn man bei der Renovierung einen Architekten beizieht.» Der Grund zu diesem positiven Fatalismus liegt auch in der relativen Kleinräumigkeit des Bregenzerwaldes. Marina Hämmerle: «Im Wälder Netzwerk sind viele gute Planer eingebunden, die mit den hiesigen Orten verwachsen sind. Die oft familiären Beziehungen gewährleisten Qualität.» Planer Berchtold wiederum hat eine pragmatische Antwort parat: «Unser Grundsatz ist: Wir brauchen Leben in den Häusern, erst dann können wir sie gestalten.» Er erklärt es anhand von Schwarzenberg: «Der Dorfkern ist unter Denkmalschutz. Er ist ästhetisch ansprechend und wird entsprechend immer wieder gelobt. Aber nur ein einziges Haus ist voll, der Rest ist minder belegt.» Nach der Definition der Projektverfasser heisst das: Das Gebäude steht entweder leer oder ist von maximal zwei über 70-jährigen Menschen bewohnt, ein Phänomen, das sich über den ganzen Bregenzerwald erstreckt. Wieder liefert Berchtold eine Zahl: «Im Durchschnitt waren die Hauseigentümer der leer stehenden Häuser bei unserer Befragung 63-jährig.» Das sei eindeutig zu hoch. «Wir müssen das Durchschnittsalter der Benutzer senken und die Übergabe an die Jüngeren forcieren», sagt Berchtold – was wiederum direkte Auswirkungen auf die Bausubstanz haben kann: «Alte Menschen erneuern weniger an ihren Häusern, ihre Energie für Renovierung ist oft gleich null.» – «Gott sei Dank ist sie oft gleich null!» Der Einwurf in unser Schopfgespräch kommt von Gerlinde >>



^21_Butzenfenster und Schindelbeschlag, die typischen Attribute.



<21_Schwarzenberg: Das voluminöse Kleber-Haus, erbaut 1556, ist heute ein Museum.



<21_Der Heustall, Stahlträger verstärken die Holzbalken.



^21_Eingang zum Angelika-Kaufmann-Museum.



^Sanft fügt sich Neu zu Alt.



^Andelsbuch: Parzelle Wirth mit Bauernhäusern, die Seite an Seite nach Osten blicken.



<Andelsbuch: Parzelle Meisten.



<Andelsbuch: Haus Nr. 154, der Wohntrakt wurde nachträglich zum Stall hin erweitert.



^22_Mellau: das Haus Moosbrugger.



>22_Aus dem Stall wurde ein multifunktionaler Raum, Sauna inklusive.



<Friedrich Juen, Bergbauer und Stallkenner.

^23_Mahnmal für Verschwundenes am Saumweg, der Via Valtellina.



^Historische Stallerweiterung, vor rund hundert Jahren wurde der Anbau rechts an den Rundstrick angefügt.



>23_Montafoner Ensemble mit Stall und Heulager.



<23_Heinzengerüst am Heulager.



» Weber, Professorin für Raumplanung an der Universität für Bodenkultur Wien. «Wenn man sieht, wie hier und dort unsachgemäss renoviert wurde, muss man geradezu froh sein, wenn nicht überall so viel Energie vorhanden ist.» Und die Professorin setzt zu einem raumplanerischen Plädoyer an: Nachnutzung sei dennoch in den meisten Fällen besser als Nichtnutzung. Sie sei relativ grosszügig bei deren Interpretation. Sie habe auch Verständnis dafür, wenn in die riesigen Volumen der Wälderhäuser mehrere Wohnungen eingebaut würden. Problematisch werde es, wenn ehemalige, gänzlich landwirtschaftliche Nutzung dem Wohnen zugeschlagen werde. «Wo sind die Grenzen?», fragt Weber und träumt den Alptraum der Raumplanerin: «Dass alles auch im Freiland möglich ist, wenn es nur gute Architektur ist.» Später besuchen wir auf unserer Wälderhausfahrt den Gasthof Adler im Zentrum von Schwarzenberg, 1991 von Hermann Kaufmann vollständig

saniert und um das Stallvolumen erweitert. Mit grossen Eingriffen wurde die Infrastruktur optimiert, ohne allerdings die Substanz des Hauses zu zerstören: Eine Glaswand im Restaurationsbereich macht die niedrigen Räume lichter und grösser. Die klassischen Täfer wurden auf schlichte Art neu angeschlagen, die Abfolge der Stuben wurde nicht zerstört. Der neue «Adler» hat seinen Charme bewahrt.

VON ANDELSBUCH NACH MELLAU Das sind die Tupper auf unserer Fahrt durch den Bregenzerwald. Markus Berchtold führt uns nach Andelsbuch. Wir steigen aus, spazieren eine Strasse den Dorfrand entlang und erkennen, weshalb uns der Planer hierhergeführt hat. Das Thema liegt förmlich auf der Wiese. Welche Dichte an Bauernhäusern! Die Volumen sind etwas bescheidener als im herrschaftlichen Schwarzenberg. Hier ein leer stehendes, dort ein bewohntes. Ein paar wenige sind als Ensembles bereits umgebaut. Wir sehen auch: blendend weiss gestrichene Schindeln, eine zwischen Haus und Stall gemurkte Garage... Überall hat die von Marina Hämmerle gelobte Symbiose zwischen gutem Planer und gutem Bauherrn nicht gespielt.

Stimmigkeit wenige Kilometer später in Mellau. Die Reise führt den Besucher zum Haus Moosbrugger. Nach wie vor eine der vorbildlichen Sanierungen der Talschaft, vor allem überzeugend durch das rundherum erhaltene Ensemble von intakten Bauernhäusern im Ortsteil Übermellen. Helmut Dietrichs Entwurf von 1998 bringt eine neue Erschliessung über eine grosszügig zwischen Wohnhaus und Stall gesetzte Diele. Der Schopf wurde als zusätzlicher Nutzraum umfunktioniert. Der ursprüngliche Kaltraum kann jetzt auch im Winter genutzt werden. Küche, Essraum und Stube sind von klösterlicher Einfachheit. Klösterlich grosszügig sind derweil die 300 Quadratmeter Wohnfläche, die der Familie Moosbrugger zur Verfügung stehen – ohne Stall. Der wurde erst kürzlich zu einem multifunktionalen Raum inklusive Sauna und Fitness ausgebaut, im Erdgeschoss befindet sich anstelle der ehemaligen Werkstatt ein Büroraum.

Das Haus Moosbrugger, denkt sich der Besucher, ist ein Glücksfall im doppelten Sinn: Das architektonisch Stimmige konnte sich die Bauherrschaft leisten. Dass diese Zusammenkunft bei den meisten Wälderhäusern nicht der Normalfall ist, wissen Planer wie Architektin. Der Ausweg? Das Projekt «Alte Bausubstanz» weist der Politik einen möglichen Weg. Der neu bestellte Landesrat, sagt Markus Berchtold, «hat sich sehr interessiert gezeigt – bei aller Verunsicherung.» Bisher wurde der Neubau gefördert, jetzt folgt eine «Umorientierung auf den Bestand». Das Ziel des Landesrates sei, «Lösungen zu entwickeln, bevor es zur grossen öffentlichen Debatte kommt.» Die Hoffnung der Politiker: dass der Bregenzerwald zur Pilotregion für ganz Vorarlberg wird. Wir fahren von Mellau nach Damüls,

über das Faschinajoch ins Grosse Walsertal, hinter ins Klostertal nach Bludenz und hinein ins Montafon. Welch ein Kontrast – landschaftlich wie kulturell! «Wir betreten jetzt eine andere Welt, eine Architekturenklave, die sich lange gegen Zeitgenössisches der Vorarlberger Bauschule gewehrt hat», sagt Marina Hämmerle. «Viele Jahrzehnte wurde Tradition beschworen und Rustikalromantik gebaut. Heute ist eine Trendwende in Sichtweite, da Vertreter der Montafoner Museen wie zum Beispiel Andreas Rudigier und Bruno Winkler unermüdliche Aufklärungsarbeit zum Heimatbegriff leisten.»

Starkstrom-, Sesselbahn- und Skiliftmasten sind die optischen Koordinaten dieser alpinen Metropole. Schruns, Tschagguns, das heisst: Ferienhäuser, Wohnblocks, Hotels, dunkle Holzbalkons auf heller Fassade, steiles Giebedach. Uns ist, als wären wir bereits im Tirol. Am Eingang des Gargellentals, zwei Autotunnels hinter Schruns, empfängt uns Friedrich Juen, Bergbauer, Mitglied des Heimatschutzvereins, Stallkenner und Kämpfer für den Stall. Er führt uns auf eine Wiese. Darauf ist nichts, fast nichts. Wir sehen ein paar lose geschichtete Steine. «Das war einmal eine Treppe», sagt Juen. Dort die Reste eines Fundamentes. «Hier stand ein Stall für zwei mal zehn Saumtiere», erklärt er. Der Stall und die nahe Herberge lagen an der Via Valtellina, dem Saumweg, auf dem Wein vom Veltlin ins Montafon gebracht wurde. Juens Plan: «Vorerst die Treppe erhalten als Zeuge einer vergangenen Zeit.» Später vielleicht den Stall wieder aufbauen und als Depot nutzen. Gleich in der Nähe wird das Wild gefüttert.

DIE VERLUSTE Der kümmerliche Mauerrest am alten Säumerweg ist ein Symbol. Das wenige in der Wiese ist ein Mahnmal für das, was nicht mehr ist. Unsere Fahrt wird zum Fingerzeig: Dort ein Stall, der bald einbricht, und niemand unternimmt etwas. Hier einer, in dessen eine Hälfte der Besitzer ein kleines Häuschen hineingestellt hat, bescheiden und ohne gestalterischen Anspruch. Hauptsache: Der Zerfall wurde gestoppt. In St. Gallenkirch ein Haus, dessen Kern von 1399 datiert und kürzlich instand gestellt wurde. Was mit dem dazugehörenden Stall geschieht, ist noch offen. In Gortipohl eine den Ortseingang prägende Häuserzeile. Friedrich Juen zeigt alte Fotos. So möchte man die Häusergruppe wieder herstellen. Den Stall hat man bereits ab- und aufgebaut, eine Box hineingestellt. Sie ist jetzt Skiwerkstatt. Der Stall blieb erhalten, die Lösung ist wenig überzeugend. Saniert werden soll auch das angrenzende Steinhaus von 1520. Wann, ist unklar, Denkmalpflege und Besitzer liegen sich in den Haaren. Die Tour mit Friedrich Juen wird zur Tour des Verschwindens. Im Montafon, wo der Massentourismus die Entwicklung bestimmt hat, geht es nicht um zeitgenössische Architektur in alter Hülle. Es geht um den Erhalt des Alten, das nach und nach vom Neukitsch überrollt wird.



DER ZAUBERRAUM AM ARLBERG

In Lech am Arlberg haben Katia Polletin und Gerold Schneider aus einem alten Stall einen Gegenraum zu ihrem Hotel gebaut.

Text: Axel Simon

Lech in Vorarlberg ist eine Tourismusdestination von internationalem Ruf. Die zahlreichen Jumbo-Chalets im Ort tragen Dauerwellen aus Holz, und ihr Putz ist geschminkt. Zwischen all den heimat-tümelnden Häusern irritiert, etwas oberhalb des Dorfes, ein vermeintlicher Eindringling. Er blickt trotzig, modern-hölzern. Es ist ein Stall aus den Fünfzigerjahren, der seit 2001 in zwei Etappen umgebaut worden ist.

Die grossen aufgesetzten Fensterrahmen lassen erahnen, dass dahinter Ungewöhnliches geschieht. Auch das steinerne Erdgeschoss öffnet sich weit zu Strasse und Hang. Die Architektin Katia Polletin führt hier ihr Büro. Schrankwände trennen es von einer kleinen feinen Bibliothek. Der Umbau des Stalls ist ihr Werk und das ihres Mannes, des Hoteliers Gerold Schneider. Die Bücher im Regal lassen in Haltung und Interessen des Paares blicken: viel Philosophie, viel zeitgenössische Kunst und auch nicht wenig Schweizer Architektur – über Vorarlberg eher Geschichtliches. Ein Tourist tritt ein, seiner Frau erklärend: «It's a sort of private public library.» Die Besitzer des ehemaligen Stalles nennen ihn «Allmeinde – Commongrounds», Gemeinschaftsbesitz.

STALL-LOFT ALS GEGENWELT Die nüchterne Architektur des Hauses steht für das inhaltliche Programm. Wenige hundert Hangmeter oberhalb von Schneiders Hotel Almhof lädt der Hotelbesitzer in seiner Allmeinde zu klassischen Konzerten, zu Jazz, Performances oder Ausstellungen. Neulich zeigte hier Margherita Spiluttini ihre Fotos verletzter Landschaften mit Tunnelmündern, Entlüftungstürmen und Autobahnviadukten. Ab und zu darf hier auch ein «Artist in Residence» sein Lager aufschlagen, im Stall wohnen und mit Blick auf den Hang und den Himmel seiner Kunst nachgehen.

Der Wiener Objektkünstler Erwin Wurm tat das schon, ebenso der aus der Region stammende Komponist Alexander Moosbrugger. Im Sommer, wenn der Hotelbetrieb die Tore schliesst, verlassen die Hoteliers ihre Wohnung in einem der Mitarbeiterwohnhäuser des Almhofs und genießen das Lottleben in ihrer Scheune. Denn das ist, architektonisch betrachtet, das Besondere am alten Stall: ein einziger Raum, der sich unter dem grandiosen Dachtragwerk ausbreitet, der Allraum der Allmeinde. Hier wohnen und werkeln die Künstler, hier wird gezeigt und gesprochen, getrunken, gepeist.

Ein einziges «Möbel» unterteilt diesen elementaren Raum längs in ein und zwei Drittel. Diese raumhaltige Wand duckt sich unter die mächtigen Holzsprenghwerke des Dachs und funktioniert wie ein Klappmesser: Öffnet man hier, kommt die Küche zum Vorschein, klappt man dort, steht wie von Zauberhand ein Tisch oder ein Bett da, hinter anderen Türen verbergen sich Toilette, Dusche oder Schränke. Im alten Holzsprenghwerk des Daches hat sich ein grosser Stahlrahmen eingenistet, er nimmt Leuchten und Projektoren auf. Beheizter Lehmputz an den Wänden sorgt für gutes Klima, und Filzmatten schützen als Schiebeläden vor Blicken und Licht. Das bestimmende Material bleibt jedoch Holz, von Handwerkern aus dem nahen Bregenzerwald gewohnt präzise verarbeitet: die lediglich geputzten Sprenghwerke, darauf eine Schale aus sägeroher Fichte. Der Boden und die Klappmöbel sind aus gebürsteter Weissstanne gefügt.

EIN BRUCH OHNE RISSE Das Hotel Almhof Schneider ist eines dieser Jumbo-Chalets von Lech. 1963 baute es die Familie an den Ort, wo vor einigen hundert Jahren schon ihr Hof stand, seit den Zwanzigerjahren als Hotel genutzt. Man trägt die fünf Sterne nicht vor sich her. Statt auf globalisierte Standards setzt man in diesem traditionsreichen Haus auf familiäre Geborgenheit – auf 8000 Quadratmetern. Der grösste Teil der Gäste kommt jeden Winter, Stammgäste aus aller Welt, und manche von ihnen blicken nun aus der Bildergalerie über dem Familientisch zwischen Kaiser Franz Joseph und den vier Generationen, die dieses Haus schon geführt haben. «Vater, Grossvater, Urgrossvater», Gerold Schneider deutet auf die alten Fotos rund um den Dreh- und Angelpunkt, den grossen Speisesaal. Der Mittvierziger ist das Gegenteil von dem, was man sich an einem solchen Ort unter einem Hausherrn vorstellt: schwarze Skikombi statt lodengrünen Jankers, kurzrasierte Haare und schwarze Brille statt silbergrauer Patronmähne. Das iPhone ist ständiger Begleiter, und er verteilt locker Anweisungen, während er durch die verwinkelten Gänge eilt.

Auf seine Rolle als Hotelier war Gerold Schneider nicht vorbereitet. Jung schon entflo er der Provinz und schuf sich am anderen Ende des Landes sein eigenes Leben. In Wien studierte er Philosophie und Architekturtheorie. Dabei lernte er die Architektin Katia Polletin kennen, die seine Frau wurde. Als sein Vater in den Neunzigerjah-

ren starb und bald darauf sein Bruder den Familienbetrieb krankheitsbedingt nicht mehr weiterführen konnte, kam der jüngste Spross zurück an den Arlberg, um seine Mutter zu unterstützen. Zusammen mit seiner Frau blieb er, wurde selbst Vater und schliesslich zu dem, was er nie sein wollte: Hotelier.

Das konservative Ambiente seines Elternhauses begann er sanft zu untergraben. Noch immer umschliesst die Lobby mütterlich den Gast mit wuchtigen Holzbalken, mit Zinntellern auf Bauernschränken und Hirschgeweihen als Lampenständern. Je weiter man jedoch in die üppige Gastlichkeit eindringt, desto mehr Zeichen der Veränderung zeigen sich: Das neue Täfer in den Speisesälen und Zimmern ist nach alter Väter Sitte gestemmt, die Fichte aber unbehandelt. Im Restaurant mischen sich schwarze Holzdruckstöcke zwischen die Füllungen, in der Bar daneben sind dunkle Gemälde halluzinogener Pflanzen des Bregenzer Multimediakünstlers Paul Renner in den unregelmässigen Decken- und Wandfriesen eingearbeitet. Sie vermitteln Opulenz, Extravaganz, Originalität. Nach und nach breitet sich so ein anderer Geist im Almhof aus, vermischt sich mit den überkommenen Bildern. Einem radikalen Bruch hätte nicht nur die resolute Mutter Schneider im Weg gestanden, sondern auch die Bestimmung des Hauses: Als Ort der Familienzusammenkunft lebt er von Erinnerungen und verändert sich – idealerweise – nicht.

EIN FREIGEISTIGER RAUM «Hier oben bekomme ich vom starken Wechsel zwischen der Saison und der Nicht-Saison wenig mit», sagt Gerold Schneider zurück in seinem Stall, «unten ist alles davon geprägt.» Im kulturellen Freiraum «hier oben» wird diskutiert und reflektiert, über die Zukunft von Lech und des gesamten Alpenraumes. «Die Probleme des Tourismus sind dabei nur eine Seite», so Schneider. Ihm geht es vor allem um die Potenziale: «Hierher kommen wunderbare Leute aus aller Welt!» Der Raum der Allmeinde ist nicht nur ein Raum für die Kunst, er ist vielmehr ein Kunst-Raum, offen, leer und still. Er ist das Gegenstück zur satten Fülle des Hotels Almhof: Das eine macht aktiv, das andere entspannt. Der alte Stall ist freigeistig. Man ahnt, welche Rolle er im mentalen Haushalt von Gerold Schneider und Katia Polletin spielt – als tatsächlicher Raum und als Ort des Austauschs.



<24_Der Eindringling, modern-hölzern, im Erdgeschoss mit Büro und Bibliothek. Foto: Günter Richard Wett



<Das Hotel Almhof inmitten der Jumbo-Chalets. Foto: zVg

>24_Der grosse Kunst-Raum, rechts das «Wandmöbel» mit Küche, Tisch und Bett, Toilette und Dusche. Foto: Margherita Spiluttini



VERBLÜFFENDE ARTENVIELFALT Die Landwirtschaft in den Alpen ist dramatisch verändert worden. Der Stall ist verfallen, doch er wird wieder gebraucht. Als Ruine und als Produktionsort.

Text: Hans-Peter Meier

Wer durch die Regionen Graubündens, durch den Bregenzerwald und das Montafon in Vorarlberg oder durch den Vinschgau und das Pustertal in Südtirol wandert, trifft auf markante Beispiele für vier Szenarien der Entwicklung der Alpen: alpiner Metropolen-, Park-, Heimat- und Sterberaum. Man kann sie aus der Stalllandschaft ablesen – mit regionalen Unterschieden. In Bregenzerwald grüssen herrschaftlich wirkende Höfe aus grossem Haus und Stall. Man spürt, dass einige leer sind und das Sterbeszenario auf sie wartet. Und doch ist der Hof hier zur Dorf- und Regionalstrategie geworden. Anstatt grünes Umland zu verbauen, will man die alte Bausubstanz als Teil des Existenz- und Heimattraums neu beleben – die Stalllandschaft als städtebauliches Programm: Was entstanden ist, wird als Ensemble weitergebaut. Und die Hoffnung ist, dass es neues Leben finde.

Im Montafon wird es enger und steiler, das Wüten des schnellen touristischen Wandels fällt auf. Die Ställe haben wenig Chancen. Sie werden abgebrochen, zweckentfremdet oder stehen einfach leer. Ähnliches passiert oben in der Arena des kostbaren Schnees. Die Alpgebäude wandeln sich in touristische Schau- und Konsumgehäuse. Die Maiensäss-Stufe aber bleibt heilig, weil die Bevölkerung sie nicht verlieren will. Sie ist verteidigter Ersatz für die Heimat, die unten im Dauersiedlungs- und ganz oben im Alpenbereich verloren geht. Hier pflegt man die verlorene Stallzeit. Und wandelt die Ställe langsam um in Ferien- und Wochenendunterkünfte, die mit vielfältigen Symbolen die Melancholie einer untergegangenen Zeit nähren. Deren Bilder werden romantischer und verklärter, je länger sie im Nebel abgetaucht ist; Hunger, Elend, soziale und kulturelle Enge sind vergessen.

GRAUBÜNDEN: ORTE DER HOFFNUNG Diese Entwicklungen finden wir auch in Graubünden. Auswechselbar mit allen andern Tourismusmetropolen sind Regionen wie das Oberengadin, wo der Stall nur noch Fassade ist. Bar jeder architektonischen und sozialen Substanz wird er zum Restaurant oder zum luxuriösen Zweitwohnsitz. Angelehnt an die Stallzeit entstehen Kuben für Freizeit- und Tourismusnutzung, verziert mit einer Collage aus architektonischen Versatzstücken quer durch alle Alpenregionen und die Stallgeschichte. Neben aller Lächerlichkeit solcher Bühnenbilderei schwingt auch hier Melancholie mit. Der romantisch und sehnsüchtig erklärte Archetyp des Stalls ist ein tröstendes Versprechen für die entfremdeten Konsummenschen der Metropole mit einer Stallnostalgie, die von Heidi und Geissenpeter imprägniert ist.

Unverkennbar zieht aber auch die Renaissance des Stalls als Ort der Produktion und Hoffnung quer durch den Kanton. Sie greift tief in die Geschichte der Stallzeit und erfindet die Landwirtschaft neu mit gemeinschaftlichen und privaten Projekten für Ziegenalpen, Käseereien, Metzgereien. Das Kloster Disentis besinnt sich auf seine alte Rolle und baut einen Musterhof für die Berglandwirtschaft. Die Berglandwirtschaft ist kein Gerücht, sie ist ein vitales Projekt, das gegen die globale Zeit und die metropolitane Arroganz eine widerspenstige Eigenzeit behauptet, bewältigt mit grossen Traktoren, saugstarken Melkmaschinen, stattlichen Subventionen und grossem Einsatz der Bauern für eine umweltverträgliche Landwirtschaft mit köstlichen Käseläiben, Würsten, Schinken, Weinen, Spargeln und Artischocken. Und gleichläufig zerfallen die Ställe. Weite Landstriche vergangen, viele Menschen ziehen weg, der Wald und die Wildnis übernehmen.

SÜDTIROL: FASZINIERENDE BANDBREITE Ein leer stehender Stall genießt in Südtirol Seltenheitswert. Die Raumordnung macht den alten Stadel zur Goldgrube. Der Hof wird ausgelagert und durch einen Neubau ersetzt. Nur in wenigen Orten prägen die Stadel noch das Bild. So etwa in Laas im Oberen Vinschgau. Die Stadel sind hier aus Stein gebaut und haben meist mehrere Besitzer, was die Spekulation behindert. In Südtirol haben die Bauern einen guten Stand. Förderungen und Raumordnung schaffen Entwicklungsmöglichkeiten. Seit den 1970er-Jahren gilt die Devise «Jeder Hof muss erhalten bleiben». Die hochgelegenen Höfe haben eine Zufahrt erhalten. Ihre Bewohner pendeln ins Tal zur Schule und zur Arbeit.

Die Talebene des Vinschgaus hat die frühere Armut aus der Stallzeit abgelegt. Die industrielle Landwirtschaft – flächendeckende Obstplantagen zur Versorgung Europas – zeigt ihre imposanten neuen Hüllen. Die früheren wurden unbrauchbar. Der Stall gleicht hier der Fabrik mit imposanten und kapitalintensiven Verfahren für die Lagerung, Qualitätskontrolle, Verpackung und Spedition der Äpfel. Und natürlich prägen solche Anlagen die Ortsbilder. Es sind selbstbewusste und stolze Zeichen einer neuen Stallzeit, wie wir sie in Vorarlberg und Graubünden nicht finden.

Was für den Apfel gilt, gilt auch für die Traube. Der Wein ist Gebrauchsgut, das in Grosskellereien nach industriellen Prinzipien hergestellt wird. Hier ist eine bemerkenswerte bauliche Differenzierung zu finden. Ein kleiner Teil des Weins ist zu einem Luxusgut geworden, das in architektonisch anspruchsvollen Stallbauten gekeltert wird. In Südtirol ist eine faszinierende Bandbreite dieser Typologie entstanden, von virtuos entworfenen und durchdachten Gebäuden bis hin zu pompösen Gesten. Auch die Weinregion Graubündens, die Bündner Herrschaft, steht diesem stolzen und neuen Selbstbewusstsein des Stalls in nichts nach. In den Dörfern Malans, Jenins, Maienfeld und Fläsch sind innert weniger Jahre aus alten Weinkellern baukulturell bemerkenswerte Weingüter geworden. Die einen in die Dörfer integriert, die andern, wie das international renommierte Weingut Gantenbein in Fläsch, ausserhalb des Dorfes in den Weinbergen als unübersehbares Wahrzeichen einer neuen Stallzeit aufgebaut.

UND NUN? Wie viel Zuversicht lässt sich am Stall ablesen? Der Wille zum Existenz- und Heimattraum der Bevölkerung ist in vielen Beispielen erkennbar: Man wehrt sich gegen den Ausverkauf an den Tourismus, die Abwertung zum Statisten in der Parklandschaft oder das Sterben der Dörfer. Wir dürfen uns nichts vormachen: Die Produktionsbedingungen einer Landwirtschaft, die nach knallharten ökonomischen Kriterien industrialisiert und globalisiert wird, sind dramatisch. Dennoch sind bemerkenswerte Projekte im Gang, um die Stallgehäuse für die Zukunft zu bewahren oder neu zu nutzen. Vieles ist individuell oder privat, hie und da originell oder sogar extravagant. Seit einigen Jahren aber kennt die Zeit der Ställe einen neuen Abschnitt – in Graubünden, Vorarlberg und Südtirol. Stallprojekte werden zum Gemeinwerk und rücken für dorf- und regionalpolitische Planungen und Gestaltungen in vordere Ränge. Sie fügen sich in Strategien ein, um die Dörfer als vitalen Lebensraum zu erhalten und zu entwickeln. Die Artenvielfalt dieser Projekte stimmt zuversichtlich. Der nicht mehr gebrauchte Stall wird zum Ausgangsort und zur Metapher einer neu erfundenen Landschaft und Landwirtschaft in den Alpen.



Ausstellung DER NICHT MEHR GEBRAUCHTE STALL

Die Landwirtschaft in den Alpen ist dramatisch verändert worden. Der Stall bildet den Wandel ab und begleitet ihn. In Dörfern und Landschaften liegen immer mehr Ställe brach, werden umgenutzt oder verfallen. Die zeitgenössische Landwirtschaft baut neue Ställe für Tierhaltung, Obstlager oder Weinkelterung. Verfall, Umnutzung, Neubau verändern die Orts-, Siedlungs- und Landschaftsbilder. Die Ausstellung erkundet die Architektur und die Soziologie des Stalls in Graubünden, Südtirol und Vorarlberg. Je nachdem heisst der Stall Gaden, Schober, Stadel, Wälderhaus oder Tablet. Die Ausstellung und ihr Katalog zeigen Gemeinsamkeiten und Differenzen der drei topografisch ähnlichen, kulturell und historisch aber unterschiedlichen Gebiete. Sie singen den Abgesang des Stalls und entwerfen seine Zukunft. Das Stallgedächtnis wirkt weit hinein in die zeitgenössische Architektur und Baukultur der Alpen. Die Ausstellung und der Katalog sind eine Produktion vom Gelben Haus Flims, dem Vorarlberger Architektur Institut (vai), Kunst Meran Merano Arte, La Tuor Samedan, dem Bündner Heimatschutz und der Zeitschrift Hochparterre.

AUSSTELLUNGSDATEN

- > Das Gelbe Haus, Flims: 3. Juli bis 17. Oktober 2010.
www.dasgelbehaus.ch
- > vai Vorarlberger Architektur Institut, Dornbirn: 20. Januar bis 31. März 2011. www.v-a-i.at
- > Fundaziun La Tuor, Samedan: 7. Juni bis 25. September 2011.
www.latuor.ch
- > Kunst Meran | Merano Arte, Meran: 7. Oktober 2011 bis 8. Januar 2012.
www.kunstmeranoarte.com

Arch+Ing



bm:uk



STADT DORNBIERN



kunst Meran im haus der Sparkasse



vai



Gemeinde Flims
Stiftung Pro Flims
Walidad, Ortrud Nigg

